ıvar.
745
3.

Stenb
Bavar.
2545 h

Digitized by Google

<36604770370014

<36604770370014

Bayer. Staatsbibliothek

Aus dem

bayriſchen Hochlande.

Von

Ludwig Steub.

München.
Literariſch-artiſtiſche Anſtalt
der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1850.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart

Vorwort.

Dieſe harmloſen Schilderungen aus dem bayeriſchen Hochlande ſind in den Jahren 1840—1842 entſtanden und damals auch ſchon zum größern Theile in Zeitſchriften gedruckt worden.

Da ſie indeſſen einen Gegenſtand betreffen, der eine bleibende Anziehung ausüben wird, nämlich die oberbayeriſche Landſchaft und das Gebirge, ſo ſchien es nicht ungerathen, ſie ihrer Vergeſſenheit zu entziehen und wieder einmal ans Licht zu ſtellen. Dabei hat man, wo es nöthig ſchien, mit vielem Fleiße Verbeſſerungen und Zuſätze angebracht und getröſtet ſich nun bei Allen, die das Geſchilderte kennen, auch einer freundlichen Aufnahme der Schilderung.

D. V.

Inhalt.

I. Starenberg 1
II. Ettal 14
III. Von Ettal nach Reute 22
IV. Das Passionsspiel in Ammergau 54
V. Der Ammersee 81
VI. Der Peißenberg 109
VII. Frauenchiemsee 128
VIII. Aus der Gegend von Reichenhall
1. Die Landschaft 145
2. Die Sagen 161

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

I.

Starenberg.

München liegt ſchon weit hinter uns und wir fahren durch den Starenberger Forſt, ein Dutzend Ausfliegende, nämlich in einem Stellwagen. Die Morgenſonne ſpielt freundlich auf den erholungsluſtigen Geſichtern; da und dort knüpft ſich eine Bekanntſchaft an, hin und wieder lobt einer das ſchöne Wetter. Das Gras glänzt im Frühthau, die Blumen ſchwingen ſich im lauen Winde, aus dem Waldesdunkel klingt Vogelſang, Rehe ziehen über die Straße und die Lerchen ſteigen trillernd in die Lüfte.

Das iſt Alles ſehr ſchön; aber der Forſt dauert etwas lange, und es dient zur allgemeinen Erheiterung, daß der Wagen aus dem Walde rollt und hinauf kommt auf die Höhe von Starenberg,

wo der See erſcheint und ſeine hellen Schlöſſer an den dunkeln Ufern und ein gut Stück Land dazu und ein blauer Kamm von Bergen am Horizonte. Vergnüglicher Anſtrich von neuer Wonne, der ſich jetzt aufthut auf jedem Antlitz! Da liegen nun mit einem Blicke zu überſchauen, nah und fern, geſehen oder geahnt, alle die Schönheiten, nach denen wir uns ſeit dem letzten Herbſt ſo heiß geſehnt, und jeder ſucht ſich ſchon mit lüſternen Augen jene heraus, in der er am gierigſten ſchwelgen will. Jetzt löſen ſich auch alle Zungen. Einer deutet auf die dunkeln Waſſer, er freut ſich auf ein kühles Bad; der Andere weist auf eine Villa, er wandelt ſchon in ihrem Garten; ein Dritter ſtreckt den Finger aus gegen das Gebirge, in jene Thäler geht ſein Weg, und ein wackerer Fünfziger dreht ſich nach dem Wirthshaus um und ſpricht: „Was iſt's doch Schönes um eine Lachsforelle!“

Das bayeriſche Hochland iſt von München aus vor nicht gar langer Zeit entdeckt worden. Es iſt eine Erfindung der neuern Zeit, draußen „bei den Bauern“ oder gar am Fuße der Hochgebirge, in engen Alpenthälern, an Waſſerfällen, in den Sennhütten, auf den Gletſchern und über den

Schneefeldern ſeine Erholung zu ſuchen, und der Ruhm der Alpenroſen iſt noch kein Jahrhundert alt. Ebenſo ſind auch das Getümmel, der Lärm und der Qualm der Städte erſt vor Kurzem zu ihrer Anrüchigkeit gekommen. Unſere Vorfahren ſcheinen gar keine Ahnung gehabt zu haben, daß dieſe Dinge läſtig ſeyen, und wenn Horaz ſehnſüchtig ausruft: O rus, quando ego te aspiciam u. ſ. w., ſo galt dieß wohl nur als ein Spruch zur allenfallſigen Tröſtung für den Landadel und die Dorfpfarrer. So viel iſt gewiß, die Sucht nach Naturgenüſſen hängt mit den Anfängen unſerer neuern Poeſie im vorigen Jahrhundert zuſammen, als die Städter neugierig wurden und hinausgingen, um die Gegenſtände einzuſehen, welche die wunderlichen Poeten ſo in Begeiſterung verſetzten. Indeſſen wuchs die Theilnahme nur langſam heran, denn Albrecht von Haller hatte ſchon lange geſungen, ehe Waldeinſamkeit und derlei Sonderlichkeiten zu den Ehren gelangten, die ihnen jetzt allgemein erwieſen werden. Als aber die Regung einmal unwiderſtehlich um ſich griff, da war für dieſe Breiten Starenberg ein ſehr gelegener Ort. Die regierenden Herrn hatten, hier wie

anderswo, ohne die Poeten abzuwarten, war's auch nur der Jagd wegen, die Landluſt ſchon vorlängſt anticipirt, und Starenberg mit ſeinem Schloſſe hatte ſeine Zeiten, wo es gar beſonders ausgezeichnet und im Herrſcherglanz hervorgehoben wurde. Es iſt zwar ſchon lange her, aber durch Kupferſtiche iſt's verewigt, wie der ſchöne Seeſpiegel, der zum Binnenmeere wurde, mächtige Flotten trug — eine kurfürſtliche Luſtmarine — wie da Feſte aller Art, Fiſchzüge, Bootrennen, Hirſchjagden und Bauernhochzeiten auf dem See, Feuerwerke und muſikaliſche Waſſerfahrten im Mondſchein gefeiert wurden. Von ſolchen Begebenheiten her war dieſem Burgdorfe ein fröhlicher Name geblieben in den Ohren der Hauptſtädter, und als nun die erſten Züge in's Gebirg unternommen wurden, gingen die Entdeckungsreiſenden vor Allem gerne nach Starenberg, um ſich dort zu ſammeln und zu beſinnen, wohin. Das alte Schloß, der Sitz der landesherrlichen Pfleger, auf ſeiner Höhe, im Angeſichte des Gebirgskranzes, mit dem See unter ſich, der wie ein breiter, blauer Finger bedeutſam aufwärts weist — es war der Berg, von dem ſie das Land der Verheißung ſchauten,

er diente ihnen als Warte, um den Strich ſich auszuſehen, den ſie überziehen wollten, und dann wurde dreifach Erz vor die Bruſt genommen und der ſchwanke Einbaum beſtiegen, um oben in einer andern, erhabenern Natur zu landen. Der Durchzug ſo vieler begeiſterter Wanderer lockte dann wieder ſolche herzu, die nur ergötzliche Geſellſchaft ſuchten, die aber dabei dieſen lachenden Erdenwinkel lieb gewannen und nach und nach auf Wochen oder Monden ihr ganzes Hausweſen hieher verlegten. Jetzt ſind zwar viele andere Steige aufgefunden worden, die in's hohe Wunderland hinauf führen, aber die Vorliebe der ſtädtiſchen Nachbarn zu dem ſchönen Seegeſtade und das alte fröhliche Leben an ſeinen Ufern iſt geblieben. Als deſſen Zeichen mag man unter anderm betrachten mehrere mittelgute Wirthshäuſer mit luſtigen Gärten, verſchiedene Villen, zwiſchen Obſtbäumen lieblich verſteckt, und ein wohlhäbiges Ausſehen der Häuſer der Bauern und Fiſcher, die aus ihren Gäſten gar ausgiebigen Segen ziehen.

Wir eilen an den See, der hier unten an niedern, feuchten Wieſen endet, während auf beiden Seiten der ganzen Länge nach waldige Hügelketten

hinſtreichen. Es iſt ein großes Vergnügen, da am Ufer zu ſtehen und hinauf zu ſehen über die himmelblaue Fläche bis an die Benediktenwand und ihre Nachbarn, die hehr und mächtig im Hintergrunde prangen. Da erſcheinen zehn, fünfzehn Schlöſſer am Geſtade, die ſpiegelnd mit ihren Thürmen tief, tief hinunter ſtechen in die ſtillen Gewäſſer, da erblickt man die myſtiſchen Schiffhütten, in denen ſo mancher Familienbucentaur ſchläft, da überſieht man auch die langen Reihen der Forſte, die einen melancholiſchen Zug in dieß Gemälde zeichnen. Die Fichten ſteigen oft zu ganzen Wäldern herunter an's Geſtade, oft treten ſie nur einzeln herab, um ſich im Waſſer zu beſchauen. Kornfelder und Wieſen unterbrechen die Wälder. Bauernhäuſer, Gaſthöfe und Kapellen ſtehen zwiſchen den Schlöſſern, bewimpelte Nachen ſtreichen über den See. Heerdengeläute tönt darein oder die Mittagsglocke aus den Dörfern, und über Alles ragen in ferner Majeſtät die Alpen.

Berg iſt ein königliches Luſtſchloß, das gegenüber von Starenberg, in einem Garten verborgen, dicht am Seegeſtade liegt. Es wird zu Schiffe in einer halben Stunde erreicht. Jetzt ſind es gute,

geräumige Barken, die auf dem See den Dienſt verrichten, ehedem waren es Einbäume, das heißt ausgehöhlte Eichenſtämme, roh und kunſtlos, die ſich wohl kaum von jenen unterſchieden, mit denen die erſten Menſchen die Grundlagen zur Nautik gelegt. Schade iſt's, daß keine Segel gebraucht werden. Die Schiffer meinen, es wechsle der Wind zu oft, allein nichts deſto weniger wird eingeräumt, daß bei ſchönem Wetter Morgens Südwind, Abends Nordwind wehe. Begründeter iſt daher die Annahme, daß die Seeleute beſorgen, wenn durch die Segel ihre Arbeit minder würde, ſo möchte auch der Lohn ſich verringern. Aber dann wäre es erſt ſchön, im Abendroth über die glatten, ſtillen Waſſer dahin zu gleiten, wenn weiße Schwingen die Barke beflügelten und der Gondolier ruhig am Steuer ſäße, ſeine Barcarole ſummend, kein Geräuſch auf dem feierlichen See, als das Murmeln der Wellen, die an die Bruſt des Nachens ſchlagen. Wie es jetzt iſt, kommt der Seefahrer gar oft nicht ſo recht zur Entzückung; denn immer iſt ihm der geplagte Fiſcher vor Augen, der im Schweiß ſeines Angeſichts die ächzenden Ruder zieht. — Uebrigens weht auf jedem

Nachen ein farbiger Wimpel und manche Fahrzeuge führen Ehrenflaggen, die ihnen von dankbaren Gästen aus Erkenntlichkeit für geleistete Dienste geschenkt wurden und deßwegen auch mit Gedenksprüchen geziert sind.

Ein Spaziergang dem Ufer des Sees entlang wird mit Recht empfohlen. Schon der Park zu Berg ist ein guter Anfang, und wenn man hinaustritt, geräth man bald in die heimlichsten Waldpfade, die den Hügel auf und ab führen, neben üppigen Waldkräutern, unter säuselnden Buchen. Erdbeeren winken am Wege, und Preißelbeeren in ganzen Feldern. Oft geht man unten am See, oft sieht man ihn von der Höhe herab stückweise durch die Bäume glänzen; dann hört man wieder nur von ferne in den Wald herein das Plätschern am Gestade oder das Rufen der Fischer. Aus den Wäldern tritt man in die offenen Gärten der Villen. Diese selbst sind meist nach der schönen Art der Häuser im Gebirg gebaut, mit weit hervorspringenden, sanft geneigten Schindeldächern, deren Giebel ausgeschnitzte Löwen- oder Drachenhäupter zieren. Die Wände sind von Holz, mit heller Oelfarbe angestrichen, oder von Stein, mit

blendend weißem Anwurfe. Um den erſten Stock läuft rings eine Galerie und die Fenſter prangen mit grünen Läden, auch oft mit rothſeidenen Vorhängen, und von unten reichen Roſen hinein. Aber insbeſondere hat die Luſt zu Anlagen hier den herrlichſten Boden gefunden, und die Wälder ſind zu Feengärten geworden. Bowling-greens und Pleaſure-grounds legen ſich um die Häuſer. Mitten im Haine blühen die ſchönſten Blumenbeete. Dort ſteigt aus einem Malvenbuſche ein hoher Buchbaum und auf jenem Felſenſchopfe wiegen ſich die bunten Tulpen. Fein gekieste Fußwege führen zu beſchatteten Ruhebänken, die den See beherrſchen. Das grüne, helldunkle, liebliche Gebiet durchrieſelt vom Hügel herab ein Bach; zwiſchen Fliederbüſchen rauſcht ein Waſſerfall, der durch unterſchobene Felsſtücke noch großartiger geworden, und wohl den ländlichen Bewunderungsſtuhl verdient, der unter dichter Laube vor ihm ſteht. Endlich, um über der Erde das Waſſer nicht zu vergeſſen, ſo ehrt den See ein künſtlicher Molo, aus großen Quadern erbaut, vor dem die ſchön gemalten Gondeln ankern.

Wir gehen ungern aus dem Gehege dieſer

Paradieſe, um uns in den hohen Kornfeldern zu verlieren. Sie dauern indeß nicht lange; bald ſind wir wieder im Waldesſchatten, hören wieder die Vögel ſingen und die Zweige flüſtern, und bald nicht mehr dieß allein, ſondern auch Kegel fallen und Vivatrufen und Tanzmuſik. Das kommt aus dem Wirthshauſe, welches am Saum des Waldes ſteht, und in welchem Kirchweih iſt. Bald ſind wir auch dabei, mitten unter den fröhlichen Zechern, unter vielen Frauen und Mädchen, ſchön gekleidet und friſirt, die ſich luſtig auf dem holprichten Tanzplatz ſchwingen, und den Parquetboden, den ſie zu Hauſe haben, im Kirmesjubel gar nicht mehr vermiſſen. Neben dran ſteht zwiſchen Alleebäumen ein hohes Schloß, hinter ſeinen Gärten wohl verſchanzt. So geht es fort — ſonnige Felder, ſchattige Haine, ſchöne Villen, ſtolze Schlöſſer, zur Seite der blaue See, vor uns die blauen Alpen.

Wenn man nun ſo beſchaulich den See hinaufſchlendert, da und dort Erdbeeren pflückt, in's Grün geſtreckt auf die Vögel horcht, hier dem Kegeln, da dem Tanzen zuſieht und von Zeit zu Zeit eine labende Halbe trinkt, ſo fühlt man gar nicht, daß das Gewäſſer eine Länge hat; aber

wenn man oben ſteht und in die Berge hineinſieht, ſo merkt man wohl, daß man ihnen näher gekommen, denn der duftige Schleier, der denen draußen im Blachlande ihre Züge ſo ſchön verhüllt, iſt nun gefallen und viele ihrer Geheimniſſe liegen jetzt am Tage. Was am frühen Morgen von Starenberg aus ein Gürtel ſchien von blauem Schmelze in ſcheinbar gleicher Ferne, das hat ſich am Abende auseinander gezogen und iſt eine nahe, greifbare Gebirgslandſchaft geworden. Manche Häupter ſind zurückgetreten, andere ganz verſchwunden, aber ein mächtiger Stock von Voralpen lagert in allen ſeinen Geſtaltungen erkennbar vor uns da. An einigen dieſer Höhen ziehen ſich Halden von fahlem Grün hinauf, die in der Nähe ſmaragden werden; bei andern deckt die Kuppen ein dunkelgrüner Filz von Tannen, andere zeigen ihre Wände zerriſſen in gewaltigen Schluchten von oben bis unten. Nun iſt auch ein ergiebiger Blick erlaubt in die Schneefelder, die hoch oben zwiſchen dem grauen Geſteine im ſilbernen Bette ſchlafen, und ein Blick auf die kahlen Zinken und Hörner darüber, auf denen die Gemſen ſpringen und die Adler horſten.

Vom obern Ende des Sees ſind indeß immer noch einige Stunden bis an den Fuß der Vorberge. Wir gehen auf einſamen Fußwegen durch ſchöne Forſte und über grüne Hügel, zwiſchen denen ſich große Weiher durchziehen, ſtarrend von Binſen und Rohr, bis wir mit dem letzten Abendroth in einem Dörfchen anlangen, das auf dem Scheitel einer waldigen Höhe liegt, die aus einem dieſer Teiche aufſteigt. Ein manierliches Wirthshaus nimmt uns auf und ein freundlicher Willkomm der Leute. Es iſt ein ſchöner, warmer Abend, der nothwendig auf der Sommerbank verbracht werden muß. Das Abendroth verglimmt, die Abendglocke läutet und was ſind dieſe Dörfer friedlich um Ave Maria! Die Gebirge ſchauen hoch herein in ihre ſtillen Gaſſen, der Mond glänzt in dem Brunnen, der zur Seite ſprudelt, die Häuſer ſehen uns ſo heimlich an in ihrer idylliſchen Alpentracht. Zuweilen ſchleicht ein müder Nachbar vorüber und wünſcht leiſe gute Nacht. Hie und da läßt ſich ein wachſamer Haushund hören, oder aus fernen Gärten tönt Geplauder oder Mädchengekicher oder Senſendengeln. In der dunkeln Stube hört man durch die offenen Fenſter die große Wanduhr picken.

Jetzt wird's Licht drinnen und außen Nacht. Das Abendeſſen für das Geſinde wird aufgetragen in einer ungeheuern Schüſſel. Die Knechte und die Dirnen ſammeln ſich und beginnen das Tiſchgebet zu ſechs oder ſieben Stimmen. Das fällt, ihnen unbewußt, muſikaliſch aus, denn Unter- und Oberdirn ſingen moncton Discant und Alt, und die Knechte bilden ein Quartett von Männerſtimmen. Es iſt ein langer, langer ſchwebender Accord und klingt ahnungsvoll und feierlich, wie ferner, wohlgeſtimmter Glockenklang. Die Andern, beim Abendeſſen nicht Betheiligten, nehmen die Hüte ab und falten ſchweigend die Hände. Das Gaſthaus iſt heute nicht ſtark beſucht, ein reiſender Scheerenſchleifer iſt der einzige Fremde, der da zu treffen. Auch der bricht die Unterhaltung zeitig ab, um zu Bette zu gehen, und ſo hören wir dem Geſinde zu, das am Oſentiſche ſeinen Abendtrunk zu ſich nimmt und verſchiedene unterhaltliche Dinge zu beſprechen hat. Und wie's auch an dieſem Tiſche ſtille wird, gehen wir ebenfalls zur Ruhe, voll Freude auf den Morgen, der uns hineinführen wird in dieſe Berge, die uns heute den ganzen Tag ſo mächtig anziehend vor den Augen geſtanden.

II.

Ettal.

Die Loiſach, oder wie die Bauern ſagen, die Luiſa iſt ein kleiner Gebirgsſtrom, der aber die muthwillige Knabennatur ſchon aufgegeben hat, und da, wo wir ihn erreichen, zwiſchen ſumpfigen Wieſen, am Fuße langgeſtreckter Vorberge ruhig dahinrinnt. Der Weg geht noch in der Ebene, aber auf ein Thal zu, aus deſſen Tiefen die ungeheure Zugſpitze prächtig aufſteigt. Es iſt ein eigener Anblick, wenn man noch im Flachlande ſtehend dieſen zehntauſend Fuß hohen Gebirgsſtock von der weißen Scheitel faſt bis zu den grünen Ferſen herunter vor Augen hat, dieſe ragende Alpenmaſſe, die das weite Gletſcherreich, das mitten in Tyrol liegt, wie einen verlorenen Poſten hieher vorgeſchoben hat bis an den Saum der

bayeriſchen Ebene. Da iſt weit herum im bayeriſchen Gebirge keine Höhe, die ihr nur an die Schultern reicht, und eigentlich thut's ihr nur der Watzmann gleich, der einſam in ſeiner Größe, wie ſie, über Bertholdsgaden thront an der andern Ecke des Landes. Zwiſchen ihren unerſteiglichen Gipfeln glänzen die weißen Schneefelder, zu deren Herrlichkeit die fahlen Bergrillen hinaufführen, oder die dicken grünen Wülſte der Fichtenwälder. Zu ihren Füßen in den Thälern liegen große uralte, römiſche Dörfer, durch welche die Straße nach Italien geht.

Zur Linken, über der Loiſach drüben, hatten wir ſchon lange die Vorberge zu Begleitern; jetzt ſteigen aber auch zur Rechten ſchnell die Felſen aus dem Boden, und ſtellen ſich ſteil abfallend an die Straße. Sie tragen die Burgruinen von Eſchenlohe und daneben ein Kirchlein, deſſen weiße Mauern dem Wanderer weithin entgegenſchimmern.

Eine Stunde weiter überkommt uns das Klappern der Gypsmühlen von Oberau, und in der Loiſach ſehen wir die Flöße liegen, die das Gypsmehl fortführen. Ueber dem Dorfe auf der Höhe ſteht abermals eine Kapelle. Rechts vom Dorfe,

in einem ſtillen Winkel, wo die Wurzeln des Ettaler Mandls und der Roth und anderer Berge waldig zuſammenlaufen, und Fels und Forſt undurchdringlich zu werden ſcheinen, ſteht ein Wirthshaus auf gutem, wohlgewähltem Flecke, denn durch den finſtern Knäuel zieht, wie wir überraſcht erſt in der nächſten Nähe ſehen, die Straße nach Schwaben, und hier, wo das Wirthshaus ſteht, beginnt der Ettaler Berg. Dieß iſt ein langer, ermüdender Steig, der an einer Berghalde jäh in die Höhe führt. Aufwärts und abwärts von der Straße braust der Hochwald, und unten in der unſichtbaren Schlucht rauſcht ein Gießbach. So ſteigt man im tiefen Schatten bergauf eine halbe Stunde lang, raſtet zuweilen auf den mächtigen joniſchen Capitälen, die als Ruhebänke am Wege liegen, und kommt dann hinaus, wo in einem grünen Bergkeſſel das Kloſter Ettal ſteht, Ludwigs des Bayern Stiftung. Es ſoll nämlich, als der Kaiſer zu Rom voll Trübſal in einer Kirche betete, ein unbekannter Mönch vor ihn getreten ſeyn, ihm ein ſchönes marmornes Bild der Mutter Gottes übergeben und ihn gebeten haben, zu Ehren deſſelben nach der Heimkehr bei

Ampferang in Deutſchland ein Kloſter zu erbauen. Darauf, ſagt die Legende, ſey der Mönch verſchwunden, und deßwegen glaubt man, es dürfte ein Engel geweſen ſeyn. Weiter erzählt die Sage, als Ludwig im zweiten Jahre darauf heimwärts ziehend zu Partenkirchen angelangt, habe ihm ein Jäger von Oberammergau, Heinrich Wendl mit Namen, kund gethan: der Ort Ampferang, den er ſuche, ſey jenſeits der nächſten Berge, im Thal der Amper. So habe ſich der Kaiſer aufgemacht, und der Jäger ihn geführt, bis dahin, wo jetzt die Kloſterkirche ſteht, und hier ſey des Kaiſers Pferd dreimal auf die vordern Füße gefallen, was ſofort als Zeichen genommen worden, daß dieß der Ort ſey, den der Mönch gemeint. Alſo ließ der Kaiſer in der Einöde den Bau beginnen. Die Stiftung ſollte aber nicht allein für Mönche ſeyn, ſondern ebenſo ein Ruheſitz für des Kaiſers alte Kriegsgefährten, und ſo ließ er auch Zellen bauen für dreizehn Ritter und ihre Frauen. Dabei zeigte er ſich wohlbedacht, den grauen Kämpen ihre letzten Tage zu erheitern, gab ihnen Roſſe bei, Junker und Knechte, einen Falkner und einen Jäger mit zwölf Hunden zur Jagd auf den

Gebirgen. Später ist ein adeliches Erziehungsinstitut, eine Ritterakademie daraus geworden. Die jetzigen Gebäude sind nach dem Jahre 1744 erstanden, wo ein Brand fast das ganze Kloster in Asche legte. — Aus den Tagen des Stifters ist kein Andenken mehr zu finden als das wunderthätige Marienbild. Die Klostergebäude, an deren äußerem Thore noch der kaiserliche Adler prangt, sind längst an Private verkauft worden, nur die Kirche ist, was sie war, geblieben. Diese ist innerhalb zwar fertig, eine schöne Rotunde im sogenannten modernen Style, mit buntem Marmor getäfelt und von dem seiner Zeit berühmten Tiroler Martin Knoller ausgemalt; außerhalb aber wurde sie nur von der Kuppel herab bis auf die Hälfte zur Vollendung gebracht; der untere Theil ist Ruine. Die Säculariſation trat dazwischen, ehe die Prälaten zu Ende kamen. Die Bausteine waren wohl schon alle zur Stelle geschafft, aber seitdem sind sie meist wieder anders verwendet worden, und die jonischen Säulencapitäle liegen, wie schon gemeldet, als Ruhesitze am Ettaler Berg.

Nun muß aber — freilich am letzten Platze — noch eine andere Merkwürdigkeit von Ettal er-

wähnt werden, nämlich das Bräuhaus. Dieß florirte schon seit Jahrhunderten her, denn die frommen Väter hörten sich gerne rühmen in ihrem edlen Biere, und liebten selbst einen gesunden Trunk. Glücklicherweise ist die alte Ueberlieferung nicht zu Grunde gegangen in dem Sturm der Zeiten, sondern das Bräuhaus fährt in seinen weiten Hallen noch immer fort, den Trank zu sieden, wie er ehedem gewesen, rein, mild und stark. Aus diesen Pfannen werden sieben-und-zwanzig Wirthe versehen, die weder die Ferne, noch der Ettaler Berg abschreckt. Mancher Wanderer ist vielleicht überrascht, wenn ihn diese kühlen Arsenale aufnehmen, wo an der Wölbung jeder Tritt widerhallt, wo die Brunnen rauschen und die Pfannen, die Bottiche, die Kühlen, die Tonnen, und alle die Armaturstücke, die zu des Gerstenkorns verherrlichender Wandlung dienen, den Eintretenden gigantisch anstarren. Von diesen großen Eindrücken aber mag er sich leicht erholen in dem „Bräustübel," zu dem ein dunkler Gang führt, den ihm Kundige gerne weisen werden. Es ist ein uraltes Herkommen, daß neben Klosterbräuhäusern in einem stillen, heimlichen Winkel sich

ein Stübchen findet, wo die ehrwürdigen Väter mit wenigen vertrauten Männern und Kennern den Trank von erster Hand verkosteten und prüften, wo auch bekannten Gästen ein labender Becher gereicht wurde. Hier nun ist sie noch in ihrer alten Gestalt vorhanden, die Grotte, in die dicken Mauern, wie in Felsen hineingesprengt, halb schon in der Erde kühlem Schooß. An dieser kleinen gewölbten Feste hat die Glut des Brandes vielleicht umsonst geleckt, und wir bilden uns ein, es sey noch die Halle, wo einst die alten Ritter zechten, und die heitern Mönche Bescheid gethan. Es weht ein milder Schauer von Vergangenheit in der grauen Stube. Da steht noch der große Ofen, wie sie jetzt nicht mehr gebaut werden, große Stühle mit hohen gepolsterten Lehnen mahnen auch an vergangene Tage, und auf den gepflasterten Estrich schaut durch vergilbte Bogenfenster und grüne Laubgitter die Sonne dämmerlich, wie in eine alte Kapelle. Ja, wenn kein Schatten mehr ausgibt, wenn's auch unter den Linden schwül wird, und die Luft glüht in den Hundstagen, dann seyd ihr noch da, ihr steinernen Lauben und unterirdischen Sommerhäuser! dann perlen eure

Humpen frisch aus dem Keller herauf, kühler und kühler, je drückender es draußen im sonnigen Freien wird, und dann rinnt aus den duftenden Krügen der erfrischende Saft so begütigend hinunter in den lechzenden Menschen, daß er die Juliussonne vergißt, und in Liebe und Dankbarkeit der guten, alten Herrn gedenkt, die so wohlgesinnt für die heißen Tage der Enkel gesorgt.

III.

Von Ettal nach Reute.

Wenn man vom Kloſter Ettal nach Oberammergau geht, ſieht man links vom Wege in ein Thal hinein, aus dem die Amper oder Ammer herausrinnt. Die fetteſten Wieſen grünen in dieſem Grund, hinter Weidenbüſchen verſteckt; da und dort noch am Eingang des Alpenlandes ſchimmert ein weißes Häuschen aus dem Grün, weiter drinnen, wie um eine Abtheilung zu machen, fährt ein ſtolzer Felſenſchopf aus dem Boden, mit einem Fichtenhain auf dem Scheitel; dann ziehen die Wälder herunter in's Thal, eine Schichte hinter der andern, immer dunkler, immer blauer. Die Seitenwände ſind ſchöne Berge, die allmählig näher zuſammentreten und weit, weit hinten aus der

Wildniß, die wir ahnen, ſteigt ein Gebirge empor, groß und mächtig, und ſchließt das Amperthal.

Es iſt ein weſentlicher Beſtandtheil eines Aufenthaltes im Hochlande, einmal etwas Apartes, Mühſeliges, Abenteuerliches zu unternehmen. Die Feinſten beſuchen wenigſtens eine nahe Sennhütte und lächeln nach ihrer Rückkehr ſchelmiſch, wenn ſie gar über Nacht ausgeblieben ſind. Die Rüſtigſten tragen einen ſchweren Kugelſtutzen nebſt großem Büchſenranzen hinauf in die Schneehöhe und ſofort wieder herunter, und ſagen dann, ſie ſeyen auf der Gemſenjagd geweſen. Jene aber, denen die Sennhütten zu nah, die Schneehöhen aber zu entlegen ſind, löſen ihre Aufgabe in geſellſchaftlichen Partien auf ein ſchönes Berghorn, deſſen Spitze etwa ein Belvedere iſt, wie es die Badgäſte von Partenkirchen mit dem Krotenkopf und die von Roſenheim mit dem Wendelſtein zu machen pflegen. Da geht es denn familienweiſe hinaus in die thauigen Wieſen, im Angeſicht der Morgenröthe, die um ſo überraſchender wirkt, je länger man ſie nicht mehr geſehen hat. Bald beginnt das Steigen, und nun entwickelt ſich der Knäuel. Der Papa in ſeinem Reiſehemd, gleichſam der Hauptmann der

liebenswürdigen Bande — wie ſchwer war er zu gewinnen! — und die Mütter, die ſchon leichter mithalten, bleiben keuchend mehr und mehr zurück; die Münchner Fräulein und die jungen ſcheinkranken Badeherrn hüpfen wie Zicklein voraus. Die Jungen tragen ſich phantaſtiſch, ſo daß die Spielhahnfeder auf dem grünen Hütchen und die graue Joppe mit den grünen Aufſchlägen nicht leicht fehlen; die Mädchen, unter dem Einfluſſe der idylliſchen Umgebungen dichten ebenfalls an ihrer Tracht, und wenn ſich die Jünglinge am liebſten als Jäger darſtellen, ſo liegt den Damen am nächſten der Aufzug der arcadiſchen Hirtinnen, wie ſie im Ballete erſcheinen. Es iſt ein gar erheiternder Anblick, wie das junge Volk, in allen Farben ſpielend, lachend und ſchäkernd, unter den ſchwarzen Tannen ſich hinauf windet, nun über den Felſenvorſprung klimmt, nun in langer, ängſtlicher Zeile am Rande eines Abgrunds hintrippelt. Dort ruht ein Pärchen aus, um neugeſtärkt wieder nachzueilen, da werden Alpenroſen geſucht und unter bedeutſamen Winken verſchenkt. Die Alten ſehen ſich auch zuweilen an, aber mit den Blicken der düſtern Reſignation, denn zum Steigen ſind die Berge ſchrecklich hoch.

Endlich iſt der Vortrab auf dem Gipfel; die Herren jodeln und rufen Halloh, die Damen ſchwenken die Taſchentücher zur Aneiferung für die Nachkommenden, und dann wird das Feuer aufgemacht. Nach und nach hat ſich Alles eingefunden und ſteht in ſchönen Gruppen auf der freien Höhe, hinabzuſehen in's unendliche Blachland, auf Hügel und Thäler, Wälder und Felder, Seen und Ströme, Städte und Dörfer. Die Mädchen ſind gar liebreizend, wie ſie daſtehen, herrlich roth im Geſichte vom Steigen in der reinen Alpenluft, ſeligen, träumeriſchen Blicks hinunterſtarrend in die Tiefe, während der friſche Morgenwind in ihren Locken wühlt. Iſt ein Norddeutſcher dabei, was jetzt kaum mehr fehlen kann, ſo benützt dieſer den Augenblick, ſtellt ſich in die Mitte und deklamirt etwas, zum großen Verdruß eines Andern, der die Erreichung des Zieles mit einem Sturme auf der Guitarre feiern wollte, die ihm über dem Rücken hängt, und zum nicht mindern Aerger eines Dritten, der ein Flageolet bei ſich hat. Die Verſe aber hat der Poet geſtern Abend noch zuſammengeſtoppelt, als er wegen erdichteter Uebligkeit ſchon um neun Uhr auf ſeine Stube ging, und die Reime klappern

wunderbar ſchön. Die Jugend klatſcht begeiſtert Beifall, er hat ihren Gefühlen Worte gegeben; die Mütter nicken einander zu, als wollten ſie ſagen: der kann's. Papa aber, der unbeſtechliche, macht ein Geſicht, das nicht viel mehr ausſpricht, als: Für ſo 'nen jungen Menſchen iſt's gut genug. Unterdeſſen hat der Dichter das langhaarige Haupt verſchämt geneigt und die Rechte dankend auf's Herz gelegt, damit aber auch zu gleicher Zeit aus der Seitentaſche ein Album gezogen, das er herumgeben will, mit der Bitte, einen Gedanken hineinzuſchreiben zur ewigen Erinnerung an dieſen unbezahlbaren Moment. Dieß dämpft den Jubel etwas, denn die wenigſten ſind ſo vorſichtig, immer einen Stammbuchvers im Hinterhalt zu haben; doch faßt und findet man ſich bald. „Auf den Bergen iſt Freiheit u. ſ. w.," das würde Jeder am liebſten ſchreiben; wenn nicht ſchon der allererſte ſo ſataniſch boshaft geweſen wäre, dieſe Verſe der ganzen Geſellſchaft wegzuſchnappen. So iſt's denn kein Wunder, wenn der Löwe des Tags mit gewöhnlichen Sinnſprüchen, wie z. B. „Ehrlich währt am längſten," oder „Bleib zu Haus und nähr' dich redlich," vorlieb nehmen muß.

Endlich iſt die peinliche Feierlichkeit vorüber und das Album wieder in ſeinem Loch. Papa ſitzt ſchon lange auf ſeinem Tragſtuhl und bläst den Knaſterdampf vergnügt über die Wälder hin, die von unten herauf rauſchen; die Mütter kauern maleriſch auf den Felsblöcken umher und ſtricken. Das Feuer brennt luſtig, die Töpfe mit Waſſer und Milch fangen nachgerade an zu ſieden. Nun gehts ernſtlich an die Vorbereitungen zum Frühſtück. Da zeigt ſich erſt, mit wie viel Umſicht der Plan zu dieſem Unternehmen entworfen und wie paſſend die Rollen ausgetheilt worden. Vor Allem wird der große Reiſeſack aufgethan, den der Führer heraufgetragen, und aus welchem nun Kalbskeulen und Schinken ſpringen, wobei die Meſſer und Gabeln, die auch in ſeinem Bauche liegen, kampfluſtig erklingen. Nun erſchließen ſich auch die Reticules der Schönen, und wer hätte es dieſen zierlichen Täſchchen, die den ganzen Weg herauf ſo gleichgültig mitbaumelten, angeſehen, daß ſie heute als Vorrathskammern für die feingebildete Gourmandiſe der bergſteigenden Hauptſtädter eingerichtet ſeyen? Und doch iſt's nicht anders! Aus der einen Taſche ſteigt vielverſprechend eine edle Wurſt von

Wälſchland, aus der andern ein Senfttopf; andere Fräulein ſtellen Anderes auf, geräucherte Zungen, gebratene Hühner. Jetzt zeigen aber auch die Paladine, daß ſie nicht umſonſt dabei ſind. Ihre Aufgabe war's, den Wein zu liefern, und nun treten die Vertreter ſämmtlicher Rebenhügel von Würzburg bis Bordeaux aus den Rocktaſchen. Das wird aber für jetzt Alles nur bei Seite geſtellt, geordnet, und was zerlegbar iſt, zerlegt; denn der Kaffee iſt fertig und die Mädchen machen lächelnd die Honneurs. Während man ſchlürft, waſcht der Führer in der nahen Quelle die Salathäupter, die er mitgebracht, und übergibt ſie dann zerblättert und geſäubert in großer irdener Schüſſel den Schönen. Man nähert ſich dem nahrhaftern Theile des Frühſtücks. Einzelne Vorläufer machen ſchon die Runde, die Kernſpeiſen dringen unwiderſtehlich nach. Am meiſten haben wieder die Mädchen zu thun, die friſchen, heitern, roſigen Mädchen, die jetzt, in der Glorie der Alpenluft ſtrahlend, wie dienende Engel hin und her eilen, voll Leben und Luſt, die nun ſpielend alle Reize deutſcher Häuslichkeit entfalten, welche uns hier oben auf der grünen Bergmatte, in der hellen Sommerſonne, mehrere tauſend Fuß

hoch über dem Meere noch viel tauſendmal einnehmender erſcheinen, als unten im langweiligen Abendzirkel beim trüben Lampenſchimmer. Und wenn nun die Gläſer erklingen, da klingen alle Herzen mit, und wenn die Champagnerpfröpfe knallend in die Luft fliegen, dann fliegen auch die letzten Grillen ſtill in's Thal hinunter. Die Freude tritt immer königlicher auf, der Jubel wird immer lauter; der Norddeutſche deklamirt wieder, der Andere fällt mit der Guitarre rauſchend in den Lärm, der Dritte ſpielt ſein Flageolet, und dann ertönen — Alles ſchweigt — die Almenlieder, dieſe herrlichen, himmelanſteigenden Geſänge, die keiner vergeſſen kann, der ſie je in ihrer milden Kraft gehört hat, die in jedem die Sehnſucht nach den Alpen wecken, der ſie draußen wieder hört im ebenen Land.

Dergleichen freundliche Erinnerungen tanzten vor dem Wanderer her, als er an einem ſchönen Auguſtmorgen von Ettal aus in jenes Amperthal hineinging. Dieſer Tag ſollte das Meiſterſtück der Reiſe werden, inhaltsreich an erträglichen Beſchwerlichkeiten, an erquickender Mühſal, an ſtillen Freuden in den hohen Wildniſſen. Um aber ganz

im Styl der Alpenwelt zu bleiben, war er der Meinung, heute von Milch und Butter zu leben, und deßwegen ging er mit leeren Taſchen aus, um zur Verherrlichung des Tages allenfalls auch Hunger leiden zu müſſen.

Wohl über eine Stunde lang zieht der Weg zwiſchen ſchönen Auen eben fort. Eine ſchmale Straße, die in der Mitte des Thales dahinläuft, iſt reinlich mit kleinem Kieſe beſchüttet und ſticht in ihrem weißen Schimmer gar niedlich ab von den hellgrünen Wieſen. Allerlei Hecken durchſchneiden den Thalgrund, auch lange Reihen von buſchigen Weiden. Da und dort tritt ein Kornfeld auf oder ein knapp gehaltenes Wäldchen; die Amper rauſcht muthig daneben. Solche Seitenthäler haben etwas gar Stilles und Einſames. Da fährt nie ein Poſtzug, nie eine Stadtkaleſche hinein, höchſtens alle Monate einmal ein Metzger mit einem Bernerwägelchen. Sie haben keine Reiſenden, als im Jahr ein paar fahrende Maler, und beſitzen wohl Bierſchenken, aber keine Wirthshäuſer. Die Kornfelder geben ſchlechten Ertrag, die Alpenwirthſchaft iſt faſt Alles. Wenn ſie nicht in ſo herrlicher Natur lebten, man möchte die armen Hirten bedauern,

und ist dann um so mehr überrascht, wenn man plötzlich, hinter einem Hügel hervortretend, sich in der Mitte eines Dörfchens findet, wie das anmuthige Graswang eines ist.

Da stehen mit einemmale die schmucksten Häuser um einen her, unten von Stein, weiß, blendend weiß, ohne Flecken und Makel, grüne Fensterstöcke, blankspiegelnde Scheiben, das große Giebelfeld von Holz, aber nicht etwa mit Brettern verschlagen, wie im Blachland, sondern getäfelt mit Cassetirungen und Ornamenten, und oben auf der Spitze ein reiches Acroterium, Drachenköpfe oder Löwenhäupter, und ein Kreuz dazwischen. Vor den Häusern sind gedielte Trottoirs, und auf diesen stehen Sommerbänke, und über Trottoir und Sommerbank glänzen in spiegelnden Reihen die zum Trocknen ausgestellten Milchschüsseln. Leute lassen sich zwar wenige sehen, sie sind auf dem Felde oder auf den Almen; sonst ist's aber nicht ohne Leben in diesen Gassen, man hört die Brunnen sprudeln, Hühner gackern, Enten schnattern, Hunde bellen. Hinter den Häusern werfen Obstbäume ihre Schatten auf den grünen Anger, freundlichen Anblicks, aber geringen Ertrags, denn die Früchte werden selten

reif, und über dem Dörfchen ragt der Felſenſchopf empor, der ſchon lange entgegen winkte, mit hohen Tannen überwachſen, grau und grün, recht maleriſch geſprenkelt, dabei ſteil aufſteigend und wehrhaft, ſo daß es einem Leid thut, daß keine verfallene Burg heruntergukt.

Eine halbe Stunde weiter hin im Thale läuft die Straße gerade in die Amper hinein. Man gewahrte nirgends einen Steg, vielmehr ein weit ausgebreitetes Kiesfeld, in welchem der Strom in mehreren Armen daherrauſchte. Zu überſpringen waren dieſe Bäche nicht, alſo mußten ſie durchwatet werden, in der nämlichen Art, wie es der Prieſter vorhatte, dem einſt noch zur rechten Zeit Rudolph von Habsburg begegnete. Das geſchah auch, aber die Kieſel waren ſo klein, ſo ſpitzig ſcharf zugeſchliffen, daß es eine ſehr ſchmerzhafte Empfindung abgab. Unter mächtigem Groll auf das Hochwaſſer, das den Steg weggeriſſen, war ich Schritt für Schritt ſondirend in der Mitte des Bettes angelangt und ſah nun plötzlich einen Büchſenſchuß aufwärts weißlich blinkende Balken gelegt von einem Ufer zum andern. Die erſchienen mir in meiner Pein recht widerlich und ſchaden-

froh, wie denn überhaupt der ganze Flußübergang meiner jugendlichen Luſt an Beſchwerlichkeiten bedeutenden Eintrag that; mußten's denn gerade ſolche ſeyn! — Weiter oben gab's indeß wieder ſo eine kleine Reiſefreude. Da hatte der Strom das breite, ſonnige Kiesbett ganz verlaſſen und rauſchte in einem ſchmälern, tiefen Rinnſaal durch den ſchattigen Wald. Wieder kein Steg, dafür aber war eine lange Fichte hinübergeſchlagen; der glatte Stamm diente als Brücke, die Zweige als Geländer; da kam ich auch glücklich hinüber.

Nun gings über ſanftgeſchwungene Alpenweiden unbeſchwerlich fort, bis zu einer Schwaige, welche ein Zugehör des königlichen Fohlenhofs iſt, der draußen in der Ebene an der Loiſach liegt. Ein halb Dutzend Knechte, lauter Soldaten, ſind da zur Arbeit, und eine alte Schaffnerin, die auch Bier ſchenkt. Von hier ſollte ich einen Führer mitnehmen, aber von den Dienſtleuten konnte keiner abkommen, und ſo war's ein glücklicher Zufall, daß ein junger Senne in die kühle Hausflur trat, der von der Scheinbergalme heruntergekommen war, um in einem großen Sack für eine Woche Brod und Salz zu holen. Das war ein ſtattlicher Burſche

mit großen blauen Augen, noch ganz in der alten, unverfälschten Alpentracht, die jetzt leider mehr und mehr eingeht. Der spitze Hut, das Hemd mit den bauschigen Aermeln, die graue Joppe über die Achsel geworfen, die Hosen bis an die Knie, weit und nicht gebunden, die wunderlichen Beinhöslein, dicke, façonnirte Wollstrümpfe, die nur die Waden decken und am Knöchel aufhören, endlich die ungeheuern Pantoffel mit zolldicken hölzernen Sohlen, welche wieder zur Schonung mit schweren eisernen Nägeln beschlagen sind, der Alpenstock, das treuherzige rothbackige Gesicht mit den lockigen Haaren — das Alles gab ein Bild von einem Alpenhirten, wie man sie bald nur noch auf Bildern sehen wird.

Wir gingen mit einander fort auf einem schmalen Fußweg, der sich bald in den Wald verlor. Das fand ich nun schon wieder recht schön, so mit dem Sennen dahinzusteigen auf dem schwarzen Waldpfad, bald an der warmen Sonne, bald wieder im kühlen Tannendickicht, prächtige Alpenvegetation zu beiden Seiten, gezackte Farrenkräuter, und die Blätter der Tussilago oder Hufblätschen, wie der Hirt sie nannte, in ihrer tropischen Größe, dunkle Wälder, so weit man schauen konnte, und über den

Wäldern ragende Hörner, flimmernd im Sonnenglanz; dabei das Rauſchen des Bergſtroms und das kurzweilige Geſpräch des Sennen. Der meinte auch ſchon ſchönere Tage erlebt zu haben, als jetzt auf der einſamen Sennhütte am Scheinberg. Er war auf den Bergen von Lenggries erwachſen, und die hielt er hoch über alles im Gebirge. Dort ſind die Almen ſo gut und die Mädchen ſo ſchön, ſagte er, viel ſauberer als hier herum, und in dieſem Stücke hatte er Recht, denn die Amperthalerinnen ſind kein ſchöner Schlag. Da hört man den ganzen Tag jauchzen und jodeln bis in die Nacht hinein, und kann alle Abend in Heimgarten gehen. Da oben auf dem Scheinberg kommt kein Menſch zu uns, und wir auch zu Niemand; das iſt traurig.

Nach einer guten Stunde kamen wir an die Stelle, wo der Pfad auf den Scheinberg abgeht. Ehe wir uns nun trennten, nahm mich der Senne bei der Hand, führte mich aus dem Dickicht und auf einen einzeln ſtehenden Felsblock, den wir mit einander beſtiegen. Nun beſchrieb und deutete er mir den Weg in der Wildniß aufwärts, nach allen ſeinen Eigenſchaften und Kennzeichen, von Strecke zu Strecke nach Gries, Label, Gſchwankl, Eng,

Klamm, Lahn und Gſchröf, Ausdrücke, mit deren Verdeutſchung ich den Leſer nicht behelligen will, bis zu einem Ahorn, der „einſchicht“ auf grünem Boden an der Amper ſteht. Dort ſollte ich wieder über den Bach ſetzen, drüben zu ſteigen anfangen, und in einer halben Stunde würde ich zu einer Almenhütte kommen und zu Menſchen. Während er ſo ſprach, ſchaute er mit den blauen Augen ungemein ernſt in die meinigen, und ſo oft er wieder eines von den ſeltſam klingenden Wahrzeichen zu nennen hatte, hob er den Zeigefinger mahnend in die Höhe, als wenn er ſagen wollte: „Vergiß das nicht!“ Dann drückte er mir die Hand, ſagte: „B'hüt Gott!“ und ging raſch den Wald hinauf.

Herrlicher Kerl in ſeiner Hochlandseinfalt und ſeiner Almentracht! ſprach nur „Du“ wie die Germanen in den Urwäldern, kannte kein anderes Eldorado als die Almen von Lenggries, und kein höheres Vergnügen, als Jauchzen und Jodeln und in Heimgarten gehen. Aber dieſe Geſtalten werden leider auch verſchwinden mit der Zeit. Die Moden und Manieren des Flachlands reißen immer mehr ein, und das Uebrige verderben die Reiſenden. Voriges Jahr ſah ich in der Jachenau einen ſchönen

Greis, mit feinem, roſenrothem Geſicht und weißen Haaren, der noch die alte Tracht des Thales trug, hellgrünen kurzen Rock mit großen Seitentaſchen, überall mit gelber Seide ausgenäht, mit langen Reihen ſilberner Knöpfe, lauter hundertjährigen halben Gulden, und einem grünen runden Hut mit breiten Krempen. Der nannte mir nur noch ein paar Andere, die ſich auch ſo „gewanden," lauter ſteinalte Männer, während alle jüngern die Joppe und ihr Zugehör angenommen haben, die zwar auch gut kleidet, aber nun ſchon wieder von den häßlichen langen Hoſen und der kurzen Jacke verdrängt wird. Ja, in ein paar Jahren wird der Letzte der Jachenauer zu den Vätern eingegangen ſeyn, und in ein paar Decennien auch der Joppe nur noch in den Schnaderhüpfeln gedacht werden. Mit den Eigenthümlichkeiten der Tracht ſchwinden die der Sitten, und auch die alte volle Sprache der Bojoaren wird verklingen, und ſtatt des chriſtlichen: „Geloht ſey Jeſus Chriſtus!" oder des weltlichen: „Zeit laſſen!" das die Mädchen vorübergehend flüſtern, hör' ich ſchon von ferne, wie ſie knirend liſpeln: „Hab' die Ehre, mein Compliment zu machen."

Der Senne ging alſo raſch in den Wald hinauf. Ehe ich ihn aber aus den Augen verloren, waren mir ſchon Gries, Label, Gſchwankl, Eng, Klamm, Lahn, Gſchröf und ihres gleichen im Kopfe ſo in einander gefahren, daß ich die Reihenfolge nicht mehr herſtellen konnte und nicht klüger war, als zuvor. Indeß ging ich mit raſchen Schritten aufwärts, voll Vertrauen zu dem einſchichten Ahorn auf dem grünen Boden an der Amper. Die kleine Breite des Thals nahm jetzt der Bach mit ſeinem ſteinigen Rinnſal ein; der Weg führte an ſteilen Abhängen hin und fing an beſchwerlich zu werden. Die letzten Regen hatten hie und da den Raſen an den Halden weggeſpült und breite Striemen von loſem körnigen Sande abgeſetzt, die hoch hinauf reichten. Da galt es denn, ſich mit den Fußſpitzen einzuhacken und oben die Hände in den Sand zu ſchlagen, und ſo hinüberzuſchweben. Die Berge wurden immer höher, der Wald erhabener und finſterer, die Schlucht immer einſamer, wilder. Früher hatten noch die Ettaler Gebirge in dieſen Winkel hereingeſchaut; jetzt aber waren die Höhen der Amper vorgetreten, daß kein Ausſehen mehr war. Hinten ſtand noch immer der Alpenſtock, den man

am Eingang des Thales gewahrt, aber näher, mächtiger und dräuender.

So war ich faſt zwei Stunden gegangen und geklettert; da ſchaute ich um mich, und ſiehe da! unten an der Amper ſtand auf grünem Boden einſam der Ahorn. Ich ließ mich hinunter zu dem freundlichen Wegweiſer, der in ſeiner Wieſenoaſe lieblich flüſternd, wie zum Gruße, ſeine Blätter ſchüttelte. Drüben lag zu den Füßen eines rieſenhaften Jochs, wie ein ungeheures Kiſſen, eine bewaldete Hochebene, auf deren Fläche die Almenhütte ſtehen mußte, vor mir lief in mehreren Adern der Bach hinab. Bach und Höhe wurden im Sturm genommen, oben aber beſann ich mich wieder. Einen Weg ſah ich nicht, aber die rechte Richtung mußte ich haben, dafür bürgte mir der Ahorn, der noch immer von ſeinem grünen Boden ermuthigend heraufwinkte. So ging ich wieder vorwärts durch das Dickicht, oft mit dem Stocke den Pfad aushauend, bis ich nach einer Viertelſtunde auf eine gelichtete Platte kam, in deren Mitte, rings von Wald umgeben, die Almenhütte ſtand, ein kleiner Schoppen, aus unbehauenen Baumſtämmen kunſtlos zuſammengelegt. Ich freute mich, endlich wieder

eine Labeſtation erreicht zu haben; um ſo trauriger war die Ueberraſchung, als ich, alle Gedanken auf Milch, Käſe und Brod gerichtet, luſtig herankam und die Hütte verſchloſſen fand. Der Stift, der die niedere Thüre an ihren Pfoſten heftete, war zwar leicht herauszuziehen, aber das Innere bot kein Labſal. Zu beiden Seiten war eine Lagerſtätte, angefüllt mit feſteingetretenen Tannenreiſern, über welche eine dünne Lage von Moos vertheilt war. In der Mitte ſtand ein Herd, an einem Bettfuße lehnte eine Milchſchüſſel, über dem Herde war auf zwei Hängſtangen klein geſpaltenes Holz geſchichtet, und über den Ruheſtellen liefen breite Rahmen hin. Dieſe durchſuchte ich nun recht emſig und genau, und hätte ich den gewünſchten Brodlaib gefunden, ich würde mir ohne Gewiſſensbiſſe nach Appetit heruntergeſchnitten haben, ſo aber fand ich nichts als Schwamm, Stahl, Stein und Schwefelhölzer, was die Hirten entweder hier vergeſſen oder in frommer Alpenweiſe abſichtlich zurückgelaſſen, zu Troſt und Hülfe für die, ſo im Winter etwa hieher verſchlagen werden. Sonderbar war es, daß auf dem Herde unter der dünnen Aſche noch Glut kniſterte; es

mußten alſo noch vor Kurzem Menſchen da geweſen ſeyn.

Ich umging das Häuschen, machte kleine Ausflüge in den Wald, immer rufend, aber Alles war todtenſtill, bis auf meine eigene Stimme, die von den Felſenwänden fünf- ſechsfach wiederhallte, und bis auf eine Heuſchrecke, welche roſenroth gefütterte Flügel beſitzt und damit den lieben langen Tag unermüdlich fortzuſchnarren pflegt. Ich ſchloß die ungaſtliche Hütte wieder zu und ſetzte mich auf einen Trog vor der Thüre, um abzuwarten, ob nicht doch noch das Ungefähr einen Sterblichen herbeiführte. Es kam aber Niemand, als aus dem Farrenkraut heraus ein paar ſchwarz glänzende, wackelnde Molche, die mich albern anglotzten und dann wieder ihres Wegs ſich trollten, und die ich lieber nicht geſehen hätte, da ſie ſchlechtes Wetter bedeuten. Nun galt es, den Wanderſtab wieder weiter zu ſetzen, und ſo ſchritt ich auf Gerathewohl thalaufwärts, nachdem ich eine lockende Verſuchung, links in eine waldige Bergenge zu gehen, glücklich überwunden hatte. Bald kam ich an die ſteile Kante meiner Hochebene und ſah unten wieder die Amper fließen, kletterte wieder hinunter

und ſprang abermals über die Bäche. Drüben gings wieder in die Höhe, und nun fand ich mich zu meiner Freude auf einem zweileiſigen Waldweg, der, für Holzfuhren beſtimmt, nothwendig aus dieſem Alpenirrſal hinausführen mußte.

Während ich ſo fortgehe, beſchäftigt mich neben mir eine Felſengeſtalt von mährchenhafter Ungeheuerlichkeit. Zur Linken nämlich ſteigt eine Wand empor, breit und gewaltig, und auf dieſer Wand, wie auf einem vollen Stiernacken, ſitzt ein verwittertes, thurmhohes Haupt. Es ragt allenthalben über die Unterlage hervor, und ſo ſtellt es ſich dar wie eine Scheibe, die untergegangene Titanengeſchlechter vordem zu ihrer Kurzweil daher geſetzt, um mit ausgeriſſenen Fichten darnach zu werfen. Es iſt keine Spanne Grün darauf, aber Tauſende von Schrunden, Riſſen und Verklüftungen. Die Sonne ſcheint heiß auf den nackten Stein, der grell aus dem blauen Aether tritt, und dieſe Farbe, grau, fahl, wie man ſie nennen mag, und doch blendend, das muß die Farbe der Sahara ſeyn.

So ſteige ich rüſtig fort, bald abwärts, bald aufwärts, und blicke immer wieder zu dem ungethümen Felſenſchädel auf, noch emſiger aber ſehe

ich vorwärts, und da erſchaue ich endlich über fernen Tannen ſchimmernde Schindeldächer. Noch war ein gutes Stück Weg dahin, aber zuletzt ſtand ich doch vor einem ſtattlichen Gehöfte, vor zwei hölzernen Gebäuden, einem Alpenhaus und einem Stall, und als ich die Sennerin, die aus der Thüre trat, fragte: „wo bin ich denn?“ gab ſie bewillkommend zur Antwort: „Das iſt die Sennhütte am Ammerwald.“ So war ich alſo auf der rechten Fährte geweſen, denn die Sennhütte am Ammerwald, die ſchon auf kaiſerlichem Boden ſteht, liegt auf dem Wege von Ettal nach Reute in Tyrol, welcher eigentlich, wie ich jetzt eröffnen will, der meinige war. Die Sonne ſtand ſchon gegen Abend, und es war daher wohl Zeit zum Mittagsmahl, wozu die Sennerin Alles auftiſchte, was die Hütte an guten Biſſen zu bieten hatte, Milch in einem großen Topfe, Butter, Käſe und Brod auf hölzernen Tellern. Die Sennerin war zwar ſchon lange volljährig, aber noch in guten Jahren, und bekleidete, wie ſich nachher ergab, die ehrenvolle Stelle einer Aufſichtsdame über drei andere Tyroler Almenmädchen, die ihr beigegeben waren. Eine davon lernte ich über Tiſch noch kennen. Als ich nämlich

ſagte: ich möge nicht mehr allein gehen, und müſſe jemand haben, der mich nach dem Planſee hinabführe, erwiderte die Oberſennin tröſtlich: „Da oben ſchläft Marile, die hat wohl Zeit, und ich will ſie aufwecken.“ Ich erbot mich, dieß ſelbſt zu thun, und ſtieg hinauf.

Und als der Pilger nun oben war, da ſchlummerte das Alpenkind, roſenroth und blüthenweiß auf weichem Pfühl von dunkelgrünem Heu. Das Geſicht war halb abgewendet und in ſeiner Lieblichkeit ſah es aus — um auch im Gleichniß im Hochland zu bleiben — wie eine Alpenroſe, die in einem Milchnapf ſchwimmt. Ein Halstüchlein war um den Nacken los und leicht geſchlungen, wie zur Sommerszeit im Schlaf der Brauch; ein einfaches, vorne aufgelaſſenes Mieder und ein kurzes Tyrolerröckchen deckten den feinen Leib. So lag ſie da, die achtzehnjährige Sennmaid, in träumeriſcher Glorie, im Halbdunkel des dämmernden Dachgeſchoßes, im linden Bett der Alpenkräuter. Dem zarten Buſen entquollen leiſe Seufzer, die Oberlippe ſchlug im Traume zuweilen lächelnd auf; ſie träumte wohl von einem ſchönen Hirten auf der Turnellerſpitze oder auf den Säulingalmen, oder von

einem jungen, raſchen Jägerburſchen in Bayern drüben oder im Land Tyrol; ſie hörte im Schlaf die Almenlieder oder den Waidmann jauchzen von der Höh'. Sie hätte noch lange ſchlummern dürfen, nach Reute war noch leicht zu kommen; der Pilger kniete aber nieder und legte ſeine Hand gar ſanft auf den vollen Arm und liſpelte — nur um ſo zu thun — Marile! Das verhallte, ſie ſchlief ruhig fort. — Er hätte gerne vergeſſen, ſeinen Weckruf zu wiederholen, aber die Schaffnerin rief herauf: „Schreit nur ſtärker!“ Nun ſprach er mit vollerem Klange: Marile! und griff den Arm etwas feſter an. Sie zuckte, drehte ſchlaftrunken das Geſichtchen heran und ſchlug die blauen Augen auf. Dann fuhr ſie überraſcht in die Höhe und ſtand da, roſig angehaucht, in ſchlanker Größe, ſtrich die Halme aus den Haaren, zog das Halstuch enger, ſchlüpfte in die Schuhe, und ſprach lieb verweiſend und trutzig lächelnd: „Was ſoll ich denn?“ Der Wanderer ſagte ihr ſein Begehren; darauf antwortete ſie nichts, ſondern ging zur Leiter und ſchwang ſich leicht hinunter, er aber, um nicht zu ſpät zu kommen, ſprang vom niedern Speicher auf den Tiſch und von dieſem auf den Boden.

Wie wir so herniedergekommen waren, sagte die Oberſennin, das gute Herz, faſt lachend: „Ihr braucht lange, ein Mädel aufzuwecken,“ worüber Marile etwas roth wurde. Unterdeſſen traten die andern beiden Sennerinnen ein, eine ſchöner als die andere, friſch und lieblich, ächtes Tyrolerblut. Nun ſetzten wir uns zuſammen und labten uns, und hatten allerlei Kurzweil. Dann führte mich die Vorſteherin auf mein Verlangen in die Milch- und in die Käſekammer, und als ich ihre Reichthümer beſehen hatte, beurlaubte ich mich bei ihr und den beiden Almenmädchen und ging mit Marile davon. Die andern, neugierig, wie ſie waren, ſtellten ſich unter die Thür und riefen uns allerhand luſtige Sachen nach; wir lachten aber nur dazu. Der Weg, das ſah ich bei den erſten zwanzig Schritten, war leicht zu finden, denn er zog immer abwärts auf eine Schlucht zu, an deren Ausgang der Planſee liegt; allein ich ließ mir nichts davon merken. Die ſchöne Alpenmaid blühte mehr und mehr in fröhlicher Laune auf; ſie legte mir allerlei verfängliche Fragen vor, und ich ſuchte ihr's auch nicht beſſer zu machen. Darauf gabs denn auch oft ſeltſame

Antworten, über die wir in unſerer Unſchuld herzlich lachen konnten.

So waren wir unter Spaß und Luſtbarkeit eine gute halbe Stunde gegangen, bis ſie meinte, jetzt ſey es Zeit, umzukehren. Da ſchüttelte ſie mir recht ritterlich die Hand, ſagte, ich ſolle bald wieder einkehren, und ging wieder aufwärts. Doch mußte ihr der Weg, den wir gegangen, zu bequem erſchienen ſeyn, denn ſie kletterte gleich durch Fels und Buſch in die Höhe, wie eine Gemſe, und verlor ſich bald im Dickicht. — Dafür hörte ich aber ihr prächtig Jodeln noch geraume Zeit in's Thal herab.

Ehe man an den Plansee gelangt, wandert man noch durch eine jener wilden, maleriſchen Schluchten, wie ſie ſich bilden, wenn zwei Felſen mit hohen Stirnwänden einander auf Sprungweite gegenüber treten, und unten ein toſender Bach in dem Rinnſal, das er ſich mühſam durchgeſägt, ſiedend dahinſtrömt. Der Bach rinnt in den Plansee und wird zum Holzflößen benutzt. An einem freien Platze, wo das Thal auseinander geht und das Rinnſal ſich in eine breite Kiesfläche ausgeweitet hat, lagen Tauſende von mächtigen

Scheitern, die das ganze Bett, so breit es war, zudeckten, und nur auf höheres Wasser warteten, um in den See hinabzuschwimmen. Ein paar Dutzend Arbeiter wimmelten darauf herum, und einer, den ich ansprach, sagte mir, es seyen da über zwanzig Wälsche von Ampezzo und halb so viele Deutsche aus der Nachbarschaft beschäftigt. Zu was denn die Wälschen? fragte ich. Weil diese wohlfeiler arbeiten als wir, antwortete der Tyroler. Wir brauchen wenigstens Käse und Topfennudeln, aber die Wälschen sind mit einem Teller voll Polenta für den ganzen Tag zufrieden. So! sagte ich, und wünschte guten Abend, höchlich erstaunt über diese ungeahnten Abstufungen in der Mäßigkeit. So hatte ich also heute noch schwelgerisch gelebt im Vergleich mit diesen Wälschen aus Ampezzo.

Bald sah man über den Bäumen hin schon einen Streif vom Plansee; nun deckten ihn die Wipfel wieder zu, und jetzt trat ich heraus, und da lag es vor mir das stille, tiefe Wasser, eingefaßt von grünen Bergen, in seiner Ruhe und in seiner Pracht. Am Plansee steht kein Haus, außer der kleinen Grenzjägerkaserne und einem Kapellchen daneben, welche beide in einfachen Niedlichkeit

wenig ſtören. Auch geht nur an einer Seite ein ſchmales, ſelten begangenes, noch ſeltener befahrenes Sträßchen hin. In ſeiner hohen Einöde liegt dieſer See einſam, friedlich und herrlich da, eine ſüße Melancholie ſchwebt über ſeinen Waſſern und ein freundlich Dräuen liegt auf ſeinen Bergen. Die Fläche, wenn ſie in ſonniger Windſtille ſchläft, iſt wundervoll gefärbt. Die Farbe iſt ein überaus ſchönes Grün, und dieſes wird noch ſchöner und tiefer in den ſchmalen Buchten, wo es ſich immer dunkler und dunkler hineinzieht, bis es in der grünen Nacht der Bäume untergeht. — Das andere Ufer ſteht ganz nahe und deutlich da; man ſieht, wie die mächtigen Tannen übereinander ihre finſtern grünen Spieße emporheben, und dann erſcheinen ſie wieder umgekehrt im ſpiegelnden See, aber abgehellt, wie lange, fluthende, hellgrüne Haare. Nur ein einziges von jenen verwitterten kahlen Berghäuptern blickt über die bewaldeten Höhen herein. Das ſah zuerſt, als ich ankam, ganz grau und düſter aus — damals ſpielten noch die Sonnenſtrahlen auf dem See — als ich aber nach einer Stunde wieder in kleinem Kahne von dem Grenzhaus abfuhr, da lag Dämmerung und Nacht auf

den grünen Fluthen und den Hochwäldern, und die ganze Majeſtät des Lichts hatte ſich auf jenes ragende Felſenjoch geworfen, das nun, von der untergehenden Sonne beſtrahlt, feurig erglühte.

Bis ich mit dem Nachen am untern Ende des Sees ankam, war es Nacht geworden und der Mond aufgegangen. Der Weg nach Reute geht bergauf, bergab an einer Halde hin; unten rauſcht der Bach, der aus dem Planſee rinnt. Dieſer Bach macht hier einen ſtolzen Sturz, welcher der Stuibenfall heißt. Es führt ein beſchwerlicher Steig hinunter, den ich nun zur Nachtzeit nicht mehr zu ſuchen geneigt war; aber den Sturz hörte ich durch den Wald herauf mächtig donnern und toſen. Es that mir leid, daß ich ſo vorbeigehen ſollte. Er rauſchte ſo vernehmlich durch die Nacht herauf; es war mir, als hörte ich in tiefem Baſſe ſo was, wie eine nirenhafte, waſſergeiſtige Anrede und Einladung; aber ich dachte: ich muß jetzt auf die Poſt nach Reute, und ſo ließ ich ihn brauſen. Bald darauf eröffnet ſich die Gegend, man ſieht in ein weites Thal hinab, überall von hohen Gebirgen umlagert; weiße Kirchthürme blickten geſpenſterhaft aus dem Dunkel. In dem Dorfe Breitenwang,

durch das man kommt, ein paar Steinwürfe vor Reute, ſtarb Kaiſer Lothar auf dem Rückweg aus Italien — noch zeigt man das Haus — dann geht man durch eine Pappelallee, und bald iſt man auf der Poſt in Reute, dem vielberühmten Wirthshaus.

Die Betrachtungen, zu welchen oben der Lenggrieſer Senn Anlaß gab, erfordern hier eine kurze Berichtigung. Aus dieſen Anſichten über das Volksleben hat ſich nämlich der Verfaſſer ſelbſt mittlerweile ganz hinaus gelebt. Er iſt zur Einſicht gekommen, daß die Sitten des Bauern wie ſeine Mundart und ſeine Tracht in ſich ſelbſt ihre Wandlungen haben und daß es ſchon aus dieſem Grunde unmöglich wäre, irgend eine der jeweiligen Metamorphoſen feſtzuhalten. Ebenſo unmöglich iſt es aber auch die Einflüſſe des gebildeteren bürgerlichen Lebens abzuwenden, man müßte denn allen Verkehr zwiſchen Stadt und Land und auf letzterem ſogar den Schulunterricht aufheben können. So wie die Sachen ſtehen, geht die Cultur ihren natürlichen Gang. Der Schulunterricht führt zum Leſen,

die Lectüre bringt neue Ideen in das Haus; das feinere Leben, von dem dieſe ausgehen, erſcheint auch als das beſſere und reizt zur Nachahmung. Den ärmeren Gegenden wird dieſe ſchwieriger, die wohlhabenden Landſchaften greifen rüſtig zu. In der Gegend von Fiſchbachau, wo viele vermögliche Bauern wohnen, kommt es jetzt nicht allein vor, daß zwei und drei zuſammen ſich eine Zeitung halten, — dieß begegnet auch an andern Orten — ſondern ein ſchlichter Landmann hat ſich unlängſt zum beſſern Verſtändniß derſelben das Pierersche Univerſallexikon angeſchafft. Obgleich die Landgeiſtlichen dem ſtädtiſchen Weſen meiſtentheils nicht hold ſind, ſo wirkt doch die Kirche gegen ihren Willen zur Förderung deſſelben. Zu ſchönen Gottesdienſten erheiſcht ſie gute Muſikanten; die Mädchen haben oft ſehr liebliche Stimmen, von dem Schullehrer lernen ſie die Guitarre ſpielen und fangen bald an, ſich nach einem Clavier zu ſehnen. Die jungen Burſchen üben ſich auf Streich- und Blasinſtrumenten und ſingen mitunter ſchöne vierſtimmige Lieder. Solche neue Menſchen fühlen dann immer deutlicher, daß ihr alter Ueberzug nicht mehr paſſend für ſie iſt und legen ſich ſtädtiſche

Tracht bei. Darin gehen hauptſächlich die Wirthe und die Müller mit Frauen und Kindern voran, die andern folgen eiferſüchtig nach. Mit der Sprache hat es dieſelbe Bewandniß — man bemüht ſich jetzt wenigſtens mit den Gebildeten mehr „nach der Schrift“ zu reden, ſpäter wird man das auch unter ſich verſuchen. So geht das alte Bauernleben allmälig in ein neues über und es mag ſeyn, daß dadurch auch das Landleben einigen Reiz verliert, wenigſtens für den Geſchmack der „Romantiker.“ Andererſeits iſt es aber eine lächerliche Zumuthung, daß die Bauern immer ſtehen bleiben ſollen, damit ſich jene an ihren Alterthümlichkeiten erheitern können und nicht minder komiſch iſt die Betrachtung, daß dieſelben Leute, welche man in der Stadt den „geſitteten, gebildeten Mittelſtand“ nennt, alſogleich als „verdorbene Städter“ erſcheinen, wenn ſie einen Fuß aufs Land ſetzen. Ohnedem läßt die Frage, ob ſich in den Städten oder auf dem Lande mehr Sittlichkeit finde, eine ſehr verſchiedene Beantwortung zu.

IV.

Das Paſſionsſpiel in Ammergau.

1840.

Wer dieſen Sommer auf ſeiner Gebirgsfahrt Partenkirchen, Hohenſchwangau oder das Ampertal beſucht, der unterläßt es gewiß nicht, die Reiſe ſo einzurichten, daß er auf einen „Spieltag" nach Oberammergau kommt; und wenn er auch noch ferner iſt, wenn er nur auf zwanzig Stunden ſich nahe findet, ſo muß es ihn hineinziehen, wenn er auch in dieſer Ferne noch die paſſionsluſtige Regung unter Alt und Jung gewahrt, die lobpreiſenden, entzückenden Erzählungen der Dortgeweſenen, die ſehnſüchtige Freude derer, die noch hinzugehen trachten. So macht er ſich alſo auf, und welchen Weg er auch eingeſchlagen hat, um in das hohe Thal zu kommen — er mag vom

ſchönen Murnau ausgegangen ſeyn, das nach ſeinen Bränden herrlich wieder auferſtanden, oder von dem geigenkundigen Mittenwald, oder von den Lechſtädten, von Füßen, Schongau oder Landsberg, oder er mag auf engen Alpenwegen aus dem Tyrol herbeiwandern — überall wird er am Vorabend des Feſtes die Straßen wimmelnd von Wallfahrern, die Wirthshäuſer bis in's Dach hinauf vollgepfropft, das Unterkommen ſchwierig finden. Im Dorfe Ammergau ſelbſt iſt das Gedränge und der Lärm am größten: ganze Schaaren von Pilgern ziehen betend ein, mächtige Haufen von andern kommen plaudernd heraus, Wagen jeder Art, vom derbſten Leiterwagen bis zum feinſten Cabriolet, raſſeln durch die Menge; einzelne Reiter kommen herbeigeſprengt, viele Hunderte ſtehen da, um die bunten Ankömmlinge zu muſtern; alle Fenſter ſind beſetzt, alle Thüren ſtehen voll; Zuruf und Begrüßungen an allen Enden. Jede Stunde bringt ihr Tauſend mit ſich; die Gaſthäuſer ſind ſchon lange zu enge und die Gäſte ſtehen dicht und ſummend vor den offenen Pforten.

Zufällig ſind wir ſchon um Mittag angelangt, und da das Getümmel erſt gegen Abend ſich

erhebt, ſo haben wir noch freien Gang im Dorfe. Es liegt in einem hohen Thale, das gute Wieſen, aber unergiebige Felder hat, und weit mehr zur Viehzucht als zum Ackerbau einladet. In frühern Zeiten ſoll man auch auf Gold gegraben haben, allein in unſern Tagen iſt der Hort ganz verſchollen. Die Berge gegen Ettal hin, obwohl noch weit unter der Schneehöhe, ſind ſchroff und wild, in ihrer Art recht anſehnlich, und der Ammergauer Kofel zuvörderſt ſteigt ſehr fürnehm gegen den Himmel. Auf der andern Seite, an der Amper hinab, ſtrecken ſich die Höhen wie eine Scheere gegen die Ebene aus, werden zuſehends niederer und verflachen ſich bald. Wenn dem Gelände die erhabene Schönheit der höhern Alpenthäler mangelt, ſo ſpricht es uns doch in ſeiner mildern Gebirgsnatur freundlich und erhebend an. Die Häuſer der Ammergauer ſind nach Hochlandsart gebaut, neigen aber, wie Sitte und Weſen der Einwohner ſelbſt, ſichtlich zum Städtiſchen hin. Die flachen Dächer mit den Giebelzierden und den beiden Vorſprüngen ſind erhalten, aber die maleriſchen Balkone laſſen ſich meiſt vermiſſen. Dafür ſind alle Wände bemalt mit frommen Darſtellungen aus

der Schrift, oder aus den Geſchichten der Heiligen; auf dem Ehrenplatze in der Mitte der Vorderſeite prangt faſt überall das Bild der gnadenreichen Mutter von Ettal. Es ſind wohl lauter Leiſtungen der Ammergauer Kunſtſchule aus der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, daher auch Schnörkel, Muſcheln, Schuppen und alle Schönheiten des Roccoco reichlich angebracht erſcheinen.

Die Einwohner betreiben ſeit mehr denn ſiebenzig Jahren ein eigenes Gewerbe, das der Holzſchnitzerei, deren Erzeugniſſe, wie die der Gröbner, Berchtolsgadner und Nürnberger, in alle Welt gehen. Dieſe Induſtrie hat eine völlig fabrikmäßige Ausbildung erhalten, auch darin, daß die Kinder von klein auf mitarbeiten. Dieſes lebenslange Sitzen über der Arbeit, immer das Schnitzmeſſer oder den Pinſel in der Hand, in den niedern Stuben, die wegen des Trocknens der Farben ſtets geheizt werden, und daher Winters wie Sommers voll Qualm und Farbendunſt ſind, iſt dem Aeußern des Schlags nicht förderlich, und den kriegeriſchen Ausdruck der Schlierſeer, den ſtolzen Anſtand der Jachenauer wird man unter

den Männern von Ammergau ſo wenig finden, als unter den Mädchen die dralle Friſche der Hochländerinnen. Den Vertrieb ihrer Holzwaaren haben die Ammergauer in die Hände eines „Verlegers“ gegeben, der ein großes Magazin unterhält, das man nicht unbeſucht laſſen darf. Da iſt ein freundliches Wiederſehen all der Wonnen unſerer Kinderjahre, die hier in ſtrahlender Verherrlichung auf langen Rahmen funkeln. Hier liegen die gelenkigen Hanswurſte, die noch in der Kinderſtube ein Leben friſten, das ihnen die Bühne grauſam abſprach; da ſtehen Steckenpferde zu vollen Schwadronen, dort hängen ganze Penſionate von braven Puppen; ſo iſt Alles hier zu ſehen, was den Knaben freut und das Mädchen ergötzt, alles nagelneu und glänzend in farbenreichem Wechſel. Das Koſtbarſte, was das Waarenlager aufzuweiſen hat, ſind kleine, drei bis vier Zoll hohe Schnitzereien aus feinerem Holze und ohne Farbenanſtrich, theils Conterfei neuerer Monumente, theils Abbilder berühmter Lebender und Todter. So ſieht man Schiller, Gutenberg und Albrecht Dürer, nach ihren ehernen Statuen getreu geſchnitzt; Friedrich von Preußen ſcheint noch

eben ſo wohl ſeine Käufer zu finden, als Napoleon, und neben andern gekrönten Häuptern ſteht da für reiſende Engländer das Bildniß der Königin von Großbritannien im vollen Krönungsornate, wahrſcheinlich nicht nach dem Porträt gemacht, aber doch mit Benützung des Winkes, den die Zeitungen gaben über ihre remarkably fine bust, denn die Bildung des Oberleibs läßt an ſchöner Fülle nichts zu wünſchen übrig. Solche Bildchen ſtehen im Werthe zwiſchen ſechs bis zwölf Gulden; einzelne Kunſtwerke mögen wohl auch noch theurer verkauft werden.

Dieſe Werke zeugen, wenn auch nicht von helleniſcher Technik, ſo doch von wohlgeübter und fleißiger Hand. Es ſcheinen die Probeſtücke der vorzüglichſten Arbeiter zu ſeyn, die aber Alle nur das Meſſer führen, nicht auch das Reißblei, ſo daß keiner das, was er ſchnitzt, auch zu zeichnen vermag. Dieſer Umſtand erklärt wohl auch die Typik in den übrigen untergeordneten Sorten von Schnitzwerk, welche ſeit vier Jahrzehnten völlig ſtationär geblieben ſind. Es zeigt ſich dieß am deutlichſten an all den Figuren, welche neueres Coſtüm tragen; denn dieſe haben noch ſämmtlich die

Moden aus den Zeiten des Direktoriums beibehalten: die Damen die kurzen Taillen, die engen Gewänder und die erbärmlichen Hütchen, die Männer die lappenreichen Röcke und Weſten ſammt Zubehör, was uns jetzt alles ſo ſchlumpicht vorkommt. Derſelbe altmodiſche Styl zeigt ſich auch ſonſt allenthalben, wo der Geſchmack der Arbeiter Gelegenheit hat, hervorzutreten, an architektoniſchen Verzierungen z. B., und namentlich an etlichen ungeheuern, vergoldeten Uhrgehäuſen, die im Magazine ſtehen und ihren Abſatz wohl ſchon lange überlebt haben. Die Kunſt der Ammergauer findet ſich nicht heraus aus dieſen Ueberlieferungen, weil ſie bisher Niemand auf beſſere Vorbilder aufmerkſam machte. Es iſt dieß ein bedenklicher Zuſtand, der gegründete Beſorgniſſe über die Zukunft dieſes Induſtriezweiges erregen muß, zumal wenn man an die Concurrenz der Nürnberger denkt, denen allerdings ein Eingehen in die Anforderungen, die die neuere Blüthe der bildenden Künſte mit ſich bringt, weit näher gelegt iſt, als unſern Ammergauern in ihren einſamen Bergen. Solches wohl ermeſſend, hat die Regierung in den letzten Jahren eine Zeichnungsſchule im Dorf angelegt,

von der wir ein recht erfreuliches Wirken hoffen wollen. Etwas Herculanum und Pompeji oder etwas Erwin von Steinbach könnte dem alten Gewerbe einen neuen fröhlichen Aufſchwung geben.

Des andern Tags früh um acht Uhr finden wir uns unter vielen Tauſenden vor der Bühne des Paſſionsſpiels. Das Drama von Oberammergau iſt ſchon in ſeiner letzten cykliſchen Epoche — vor zehn Jahren — der Aufmerkſamkeit reiſender Autoren nicht entgangen, und hat auch dieſesmal wieder ſeine Darſteller gefunden, ſo daß wir die Bauart der Bühne ſowohl als des Schauplatzes als bekannt vorausſetzen dürfen. Wir bemerken in Bezug auf erſtere nur nochmals wiederholend, daß aus dem breiten, doch nicht tiefen Proſcenium, das durch keinen Vorhang geſchloſſen wird, rechts und links die Einſicht in die Straßen von Jeruſalem offen ſteht, während im Mittelgrunde zwiſchen zwei Pfeilern, welche Balkone tragen, eine kleinere bedeckte Bühne ſich eintieft, die nach Bedürfniß durch einen Vorhang verhüllt werden kann, ſo daß die ganze Einrichtung nicht allein, wie uns verſichert wird, der Bühne des Sophokles, ſondern im Weſentlichen ebenſowohl der Shakeſpeariſchen,

wie wir ſie aus Tiecks jungem Tiſchlermeiſter kennen lernen, ähnlich iſt.

Um auch ein Wort von der Entſtehung des Spieles zu reden, ſo wird dieſelbe in das Jahr 1633 verlegt und einem Gelübde zugeſchrieben, welches die Ammergauer damals zur Abwendung einer Seuche gemacht. Jedenfalls ſteht das Werk in Stammverwandtſchaft mit den religiöſen Schauſpielen, die das Mittelalter faſt im ganzen katholiſchen Europa erblühen ſah und Myſterien, Mirakelſpiele, Moralitäten, Moralien, Moralités benannte. Urſprünglich in dem Innern der Kirchen von den Geiſtlichen ſelbſt aufgeführt, gewannen dieſe Darſtellungen bald das Freie und gingen allmählig ganz an das Volk über. Je nach dem Eifer und dem Reichthum der unternehmenden Städte wurde oft eine blendende Pracht an dieſe Spiele geſetzt. Im ſechzehnten Jahrhundert kamen ſie noch in Bayern häufig vor, fielen aber von da an in Abnahme, bis endlich auch das vorletzte, im nahen Mittenwald, aufgegeben wurde und ſo nur das einzige zu Ammergau überblieb. Den jetzigen Text, ſo wie überhaupt die ganze gegenwärtige Einrichtung der Paſſion verdankt man

einem ehemaligen Benediktiner des Klosters Ettal, dem spätern Herrn Pfarrer Weiß von Jesewang bei Fürstenfeldbruck. Die Musik aber hat Herr Dedler gedichtet, der früher Chorknabe zu Raitenbuch, später Schullehrer zu Ammergau war. Ehedem wurde hier auch jedes fünfte Jahr in dem Jahrzehnt der Passion ein anderes Spiel aufgeführt, welches man die Kreuzschule nannte. Dieses war so zu sagen der Gegensatz seines Doppelgängers; denn Alles, was in der Passion dramatisch gegeben wird, kam dort als mimische Darstellung vor, und was jetzt symbolisch in Tableaux zur Aufführung kommt, war dort dramatisch behandelt.*

* Vor kurzer Zeit fand der tirolische Geschichtsforscher Professor Albert Jäger im Sterzinger Archive neun Hefte Handschriften, welche kirchliche Schauspiele aus dem fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert enthielten. Die meisten dieser Stücke hatte laut einer Vorbemerkung des damaligen Besitzers Meister Benedikt Debs von Ingolstadt nach Sterzingen gebracht. In dieser Stadt und zu Botzen wurden sie dann auch aufgeführt und spielten mitunter die ganze Charwoche durch. Auch zu Cavalese im Fleimser Thale, wo seit der Zeit die deutsche Sprache ganz verkommen ist, wurden damals solche und zwar deutsche Spiele gegeben. Im Sarnthal bei Botzen erhielt sich die Uebung bis auf die neueste Zeit, wo die Obrigkeit ihr Verbot darauf legte.

Das Spiel beginnt und der Chor tritt auf. Er beſteht aus fünf Sängern und ſechs Sängerinnen, ſämmtlich in gleichen Gewändern, weiß mit blauen Mänteln, ungefähr ſo, wie man ſich die Genien denkt; auch nennt ſie das Volk nicht anders als die Schutzgeiſter. Dieſe ſtellen ſich halbkreisförmig im Proſcenium auf und leiten die Darſtellung, vom Orcheſter unten begleitet, mit einem Geſange ein. Dann tritt der Chor wieder ab, der Vorhang der Mittelbühne rollt auf und wir ſehen Jeſus in Jeruſalem einziehen. Dieſe erſte Scene iſt vielleicht die beſte des Tages; der Heiland kommt auf dem Füllen der Eſelin aus der Tiefe der einen Straße, zieht durch den Mittelraum in die andere und dann über das Proſcenium. Das jubelnde Volk umgibt ihn, ſchwingt die Zweige, breitet die Kleider aus; Hoſanna! tönt es, Hoſanna! Männer und Greiſe, Weiber und Kinder rufen und ſingen. — Wer beim Schwabenwirth wohnt, der kennt gleich das kleine vierjährige Töchterlein wieder, das recht vernehmlich

Näheres hierüber theilt Dr. Adolph Pichler in dem zu Innsbruck erſcheinenden Phönix mit; Monat März, Nr 19—22, 1850.

mitruft und triumphirend auf die Kunden hinausblickt, die es Tags zuvor ſeine Rolle aufſagen ließen. Der ganze Auftritt wird mit ſo lebendiger Freude, ſo liebevollem Eifer, zugleich mit ſo feinem Sinne für maleriſche Zuſammenſtellung durchgeführt, daß ſich jeder gleich in eine wohlmeinende, empfängliche Stimmung verſetzt fühlt.

Nun folgt die Austreibung aus dem Tempel, wobei die Verkäufer mit erträglichem Anachronismus in der Tracht der polniſchen Juden von heute erſcheinen. Dann geht Jeſus wieder nach Bethania, worauf der Vorhang der Mittelbühne fällt. Der Chor tritt wieder auf, beleuchtet ſingend die vorhergegangene Scene, knüpft ſie an die nächſte und erklärt den Zuſammenhang, in dem die plaſtiſche Vorſtellung, die wir nun ſehen ſollen, mit den Ereigniſſen ſteht, denen ſie vorausgeht. Dieß iſt überhaupt ſeine mühevolle Aufgabe während des Tages, die Scenen zu vermitteln, den Zuſchauer zu ſtimmen und ſeinen Empfindungen zur Sprache zu verhelfen, in welchem Beſtreben er allerdings dadurch unterſtützt wird, daß auch der ſchlichteſte Bauersmann ſein Spielbüchlein mitbringt und ſo dem Geſange zu folgen im Stande

iſt. Wenn nun im Innern alles vorbereitet und der Augenblick für die plaſtiſche Darſtellung gekommen iſt, ſo theilt ſich der Chor, ſtellt ſich zu beiden Seiten der Mittelbühne, deren Vorhang nun emporgeht, und fährt ſingend in ſeiner Erklärung fort; dann tritt er ganz ab, um wieder den dramatiſchen Auftritten Raum zu geben. In größern Zwiſchenräumen kommt es dann auch vor, daß der Chorführer, der der Gemeindevorſteher und ein Kürſchner iſt, umgeben von ſeinen Sängern, in feierlich gehaltener Proſa einen Inbegriff der gegenwärtigen Lage der Dinge gibt und auf das Kommende aufmerkſam macht.

So haben wir nun die erſte plaſtiſche Vorſtellung. Die Söhne Jakobs beſchließen, ihren Bruder Joſeph aus dem Wege zu räumen. Dieſes Bild, wie faſt alle ſeiner Art, verdient billig unſere Bewunderung. Der Moment der Kataſtrophe iſt ſo richtig herausgegriffen, die Figuren ſo gut geſtellt und ihre Haltung ſo unbeweglich, der engere Rahmen der Mittelbühne ſelbſt iſt der Darſtellung ſo zuträglich, daß in der That ein Effekt erzielt wird, der ſo nah an ein Gemälde auf todter Leinwand hinreicht, als es mit lebenden Menſchen

möglich iſt. Dieſe Tableaux ſind nun alle aus dem alten Teſtamente gewählt und kommen, wie ſchon aus dem Geſagten hervorgeht, lediglich in der Mittelbühne zur Erſcheinung, da ſie des Vorhangs bedürfen, um ſich aufzuſtellen und zu ordnen, und veränderlicher Dekorationen, um die Verſchiedenheit des Ortes anzudeuten. Jedoch iſt dieſe Mittelbühne, wie ebenfalls ſchon erwähnt, nicht für dieſen Zweck allein da, ſondern ſie eröffnet ſich, nachdem der Vorhang gefallen und die Gemälde beſeitigt worden, immer wieder auch für die dramatiſchen Scenen, wie denn beſonders Alles, was der Natur der Sache nach in geſchloſſenem Raume vorzugehen hat, in ihr ſeine Darſtellung findet, ſo die Rathsverſammlung der Prieſter und Phariſäer, das Abendmahl u. ſ. w. Einzelne dieſer Gemälde nun ſind einfach und beſtehen zum Theil nur aus zwei, drei Figuren, wie z. B. das Opfer Abrahams, Adam und ſeine Familie nach der Vertreibung aus dem Paradieſe; andere ſind wieder aus mehreren hundert Perſonen zuſammen geſetzt, dicht gedrängt, Kopf an Kopf, in aufſteigender Anordnung, von den zweijährigen Kindlein, die vorne an der Grenze des Proſceniums theils

ſtehen, theils in den Armen ihrer knieenden Mütter ruhen, bis in den Hintergrund, wo die größten Männer der Gemeinde das Gemälde abſchließen. Im Ganzen gaben wir den einfachen Darſtellungen den Vorzug, obgleich uns auch unter den volkreicheren manche ſehr gelungen ſchienen, ſo namentlich das Bild, wie der Herr in der Wüſte, das Manna ſchickt, wo das ganze Volk Iſrael, unzählig wie der Sand am Meere, mit dankender Geberde zum Himmel blickt, während Moſes und Aaron auf erhöhtem Standpunkte gebieteriſch unter der Menge ſtehen und das Manna, durch kleine Papierſchnitzel für das Auge nicht übel vertreten, in dichten Flocken herunterſchneit. Dieſe Darſtellungen erinnern an jene Bilder, wo John Martin ganze Nationen in überſichtlichen Tauſenden auf die Leinwand gebracht hat.

Die erſte plaſtiſche Darſtellung, wie ſich die Brüder Joſephs über ſein Verderben berathen, entſpricht nun ſymboliſch der Rathsverſammlung der Hohenprieſter und Schriftgelehrten, wie ſie Jeſum fangen und tödten können. So ſehen wir, nachdem der Chor vorerſt gethan, was ſeines Amtes, mitten hinein in das Synedrium zu Jeru-

ſalem. Dieß iſt nun aber, gelinde geſagt, eine ſehr lang dauernde Scene. Die beiden Hohenprieſter, Annas und Caiphas, halten ſehr gründliche, aber nichts deſto minder wenig unterhaltende Vorträge, über welche ſofort die Abſtimmung der übrigen Rathsglieder erfolgt. Jeder motivirt ſein Votum beſonders; die meiſten ſind mit den hohenprieſterlichen Anträgen einverſtanden, geben aber doch, um nicht geradezu Ja zu ſagen, in gutgewählten Synonymen eine Umſchreibung derſelben, ungefähr ebenſo, wie es noch heutzutage in den Collegien die jüngern Beiſitzer machen. Ich will nicht leugnen, daß mir überhaupt der hohe Rath bei ſeinem Auftreten, ſey's nun in der Sitzung oder auf der Gaſſe, etwas ſchleppend zu verhandeln ſchien, und zwar deßwegen, weil der Text, in der guten Abſicht, jedem ſeine Rolle lieb und werth zu machen, allenthalben jedem etwas in den Mund legt. Daß dieſes weitläufige Herumreden aber nicht mir allein unbehaglich war, ſchien daraus hervorzugehen, daß ich neben mir bei wiederholtem Erſcheinen des Synedriums zu öftern Malen den Ausſpruch hören mußte: „O, die ſind ſchon wieder da!" Worte, die zuverſichtlich nicht den

unpopulären Tendenzen der Auftretenden allein gegolten haben.

Nach den Vorgängen in Bethania finden wir uns abermals in Jeruſalem bei der Feier des Paſſamahles. Hier verſinken wir nun wieder ganz in den rührenden Ernſt, in die fromme Weihe der Darſtellung, die in ihrer bibliſchen Einfachheit, ohne alle Zuthat redneriſcher Zierden mächtig ergreift. Dann ſehen wir wieder Judas vor dem redſeligen Synedrium, und endlich beginnt die Leidensgeſchichte. Den jetzt folgenden Scenen nun, wenigſtens vom Gebete auf dem Oelberge bis nach der Dornenkrönung, wünſchten wir in ihrer grellen Natürlichkeit allerdings von Herzen eine mildernde Hand. Wie empörend wirkt es, wenn Jeſus im Todeskampfe dreimal auf das Angeſicht fällt und platt und langgeſtreckt jedesmal faſt eine Minute liegen bleibt! Dieß iſt eine Unſchönheit, mit der wir uns auch dann nicht ausſöhnen konnten, als wir einſahen, daß ſie nothwendig geweſen, weil während dieſer Lage auf die Stirne des Heilands, die bis in die Couliſſe reichte, lange, ſchwere Blutstropfen gemalt werden mußten, mit denen er nun vor's Publikum tritt. Es wird ſchon

ſchwierig ſeyn, dieſen blutigen Schweiß in der Darſtellung vor den Urtheilsfähigen zu rechtfertigen; denn wenn auch der heilige Athanaſius diejenigen für Ketzer erklärt, welche nicht an die Thatſache glauben, ſehen wollen wir den Graus deſſen ungeachtet nicht. Nun iſt aber ſelbſt noch die Dornenkrone bei der Geißelung mit Blut gefüttert, das bei jedem Drucke herunterrieſelt, und der Heiland wird mit gebundenen Händen und Füßen von den Kriegsknechten noch immer einmal von dem Marterſtuhl herunter auf den Boden geſtoßen, obgleich nach Hofrath Oken ſchon im Jahr 1830 eine Bauernfrau Zweifel an der Authenticität dieſer Rohheit geäußert hat, und obgleich dieſe Zweifel durch das Stillſchweigen der heiligen Schrift beträchtlich unterſtützt werden. Indeſſen geben wir gerne zu, daß das Spiel durch eine Richtung in unſerm Sinne bei dem Volke leicht eben ſo viel verlieren könnte, als es für andere Augen gewänne. Ein einflußreicher Mann der Gegend war derſelben Meinung, indem er auf meine Vorſchläge ganz entſchieden antwortete: Alles umſonſt! das Volk ſchenkt keinen Tropfen Blut her.

Die Scene auf Golgatha ſteht in aller Erhabenheit vor uns. Der Vorhang der Mittelbühne iſt aufgerollt. Die beiden Schächer ſind ſchon an's Kreuz geheftet, Chriſtus aber wird eben aufgerichtet. Weinen und lautes Schluchzen bezeugen die tiefe Rührung der Zuſchauer. Die römiſchen Kriegsknechte würfeln um das Gewand des Herrn, wir hören den teufliſchen Spott der Juden und die letzten Worte vom Kreuze; der Heiland neigt das Haupt und gibt den Geiſt auf. Erdbeben und Zeichen folgen. Hierauf werden die Gebeine der Schächer mit Knitteln gebrochen, was wir immerhin mit Gleichmuth anſehen können, weil die Knittel elaſtiſch ſind; dann tritt Longinus heran und durchſticht mit der Lanze die linke Seite des Herrn, aus welcher ſofort Blut fließt. Endlich folgt, nachdem die Schächer heruntergenommen worden, und Römer und Juden die Bühne verlaſſen haben, die Abnahme Chriſti vom Kreuze in ſtiller Heiligkeit mit bewundernswerther Ruhe und Würde. — Zwei plaſtiſche Vorſtellungen treten nun ein: Jonas, von dem Wallfiſch geſund an's Land geſetzt, dann das Volk Iſrael, trockenen Fußes durch's rothe Meer ziehend, und darauf

ſehen wir fröhlich Chriſtus auferſtehen. Das Schauſpiel ſchließt mit einer ſchönen allegoriſchen Vorſtellung, die Verherrlichung der Stiftung des neuen Bundes bedeutend.

Wir haben hiemit die Hauptmomente der Vorſtellung berührt, die durch Zerfällung in einzelne Scenen, durch Dazwiſchentreten der Tableaux und des Chors, ſo an äußerem Umfange gewinnt, daß nicht allein von acht bis zwölf Uhr, ſondern nach Unterbrechung einer Stunde wieder fortgeſpielt wird, bis gegen vier und fünf Uhr Abends. Ueber das Spiel der Darſtellenden haben ſchon bedeutende Gewährsmänner ſich rühmend geäußert, und wir treten ihren Ausſprüchen beſcheiden bei. Die thätigern Rollen werden natürlich aufgefaßt und friſch und kräftig weggeſpielt, die mehr leidenden aber gehalten und würdig durchgeführt. Der Ruhm des Tages ſcheint mir dem Chriſtus zu gebühren, der uns das Weſen des menſchgewordenen Gottes, ſo weit es für uns Sünder erreichbar iſt, mit weihevollem Anſtand vorführte. Auch das Spiel des Judas iſt ſehr zu loben, wie denn überhaupt Niemand ganz aus der Rolle fiel. Manche fragen vielleicht nach der Farbe des ſprachlichen Vortrags,

und denen ſey zur Antwort, daß die Ammergauer ein Idiom ſprechen, in dem ſich bayeriſche und ſchwäbiſche Elemente unentwirrbar miſchen, und daß ſie mit den Tyrolern das harte ch gemein haben, das immer dreifach klingt; deßwegen wird man auch ganz reinen Accent nicht verlangen, und ſich an dem Hervortreten der Kehlenlaute nicht ſtoßen.

Die Ammergauer haben ihr Spiel unter Schmerzen geboren und lieben es auch darnach. Es iſt ein erſtaunliches Werk für eine nicht ſehr wohlhabende Landgemeinde von 1500 Seelen, dieſes große Drama mit allen ſeinen Beigaben in ſo würdiger Geſtalt uns vorzuführen. Wie viel Eifer und Hingebung, wie viel Verluſt an Arbeitsſtunden und an Erwerb gehörte dazu, bis dieſes Orcheſter, bis dieſer Chor, die plaſtiſchen Darſtellungen, die dramatiſchen Auftritte zu ſo ſtörungsfreiem Zuſammenſpiel eingeübt waren, und dieß von einfachen Schnitzern, von Greiſen, Männern, Weibern und Kindern, von mehreren hundert Perſonen! Wir finden es daher in der Ordnung, daß die Meiſter ſtolz ſind auf ihr Werk, das ſo wohl gelungen, und finden es auch erklärlich, daß ſie

in ihrem Bewußtſeyn empfindlich ſind gegen den Tadel; dieß ſind ſie aber auch in hohem Grade. — Haben wir nicht ſelbſt erlebt, daß der wohlmeinende Verfaſſer des Artikels über „das Theater im Mittelalter und das Paſſionsſpiel in Oberammergau“ in den hiſtoriſch-politiſchen Blättern, dem wir für ſeine Beſprechung vielen Dank ſchuldig geworden ſind, ein bitteres Gefühl gegen ſich aufregte, weil er die Spielleute des Orcheſters ſtatt in ſchwarzen Fräcken und weißen Beinkleidern lieber in der grauen Joppe geſehen hätte, da doch jene Tracht nach der Meinung derer, die darin ſtecken, die höhere Bildungsſtufe, die ſie über ihre Nachbarn im Gau errungen, gerade recht deutlich bezeichnet. Indeſſen laſſen wir's uns nicht nehmen, in beſter Abſicht auch Einiges vorzubringen, was uns während des Spiels ſich aufdrängte, und was vielleicht deßwegen günſtiger aufgenommen wird, weil es nicht die Spielenden ſelbſt betrifft, ſondern den Text. Wir meinen nun alſo zuvörderſt, daß das Drama zu lange dauert, und legen dieß zunächſt, außer der ſchon oben berührten Gedehntheit einiger geſprochenen Scenen, den oft gewaltig langen Chorgeſängen zur Laſt. Einmal

werden drei=und=vierzig Zeilen in tragiſch lang=ſamem Zeitmaß abgeſungen, und ein paar andere Male nicht viel weniger. Die Laſt und die Müh=ſal, die auf den Singenden ruht, wird da zu ſchwer mitempfunden, und ſo ſehr man die Idee dieſes Chores loben muß, ſo wenig iſt man öfter mit der überſchwänglichen Verwirklichung zufrieden. Wenn dieſe etwas zugeſchnitten würde, ſo könnte das Drama vielleicht in einem Vormittage durch=geſpielt werden und hätte dadurch ſicherlich nichts zu verlieren. Ferner würde es auch nach unſerer Meinung recht zuträglich ſeyn, wenn die elegiſchen Stellen — die Klagen Mariä vor allem — im Rhythmus gehalten wären. Die Proſa fällt da ſo hart, ſo eckig und peinlich in das Ohr. Ein melodiſcher Rhythmus würde dieſe Trauerreden mit ſanfter Wehmuth in die Herzen der Hörer tragen, während ſie jetzt, weinerlich herausgeſtoßen, ein=drucklos verhallen. Endlich wollen wir auch auf=merkſam machen, daß bei der letzten Durchſicht des Textes, die vor nicht gar langer Zeit ſtatt gefun=den haben ſoll, noch manches ſtehen geblieben iſt, was verſchwinden dürfte. So macht es einen gar ſeltſamen Eindruck, wenn einer der Schriftgelehrten

den aufbrauſenden Hohenprieſter mit den Worten beſchwichtigt: „Ereifern Sie ſich doch nicht ſo, Herr Hoherprieſter!“ oder wenn einer der Soldaten, der einen Auftrag auszurichten hat, Vollzugsanzeige im beſten Curialſtyl des Jahrhunderts abſtattet und zu Pilatus ſpricht: „Auf dero allergnädigſten Befehl habe ich die Ehre zu melden u. ſ. w.,“ oder wenn Petrus, nach der Gefangennehmung des Herrn, mit Johannes ſtill und trauernd durch die Gaſſen von Jeruſalem wandelt und dieſen endlich in brüderlicher Herzlichkeit anredet: „O du mein lieber Johann!“ Solche Anachronismen im Texte reißen immer wieder für einige Zeit aus der Stimmung und wären leicht herauszuheben. Mehrere andere Kleinigkeiten wollen wir gerne übergehen, und nur um zu zeigen, wie aufmerkſam wir geweſen, gedenken wir noch die Frage hinzuwerfen, warum die Papierſchnitzel, welche das Manna bedeuteten, nicht wenigſtens während der langen Pauſe über Mittag weggekehrt wurden? Sie blieben liegen und ſo traten die Spielenden bis zum Ende ſorglos auf dem Himmelsbrod herum.

Wem daran liegt, auch das Treiben, das

Zuſammenleben und die Einrichtungen hinter der Bühne kennen zu lernen, dem iſt es nicht verſagt, einen Ausflug dahin zu machen; nur muß er nicht unverſehens in eine der Straßen von Jeruſalem treten, zu denen eine Menge verlockender Zugänge führen. Man wird freundlich aufgenommen und von allem Wiſſenswerthen gefällig unterrichtet. Die Leute findet man recht heiter und aufgeräumt hinter ihren Couliſſen; wenn die Vorbereitung des Spieles auch in tiefem, frommem Ernſt geſchieht, während der wiederholten Vorſtellungen bricht doch der natürliche, unſchuldige Frohſinn der Gebirgsländer wieder hervor und das Spiel iſt ihnen kein laſtendes Gelübde mehr, ſondern eine heitere, gern gelöste Aufgabe. So wandeln wir alſo mit unſern Führern umher, betrachtend und bewundernd, und treten dann auch in die Rüſtkammer und haben unſere Freude an all den Merkwürdigkeiten, die hier unter einem Dache zu ſehen ſind. Da zeigt man uns das Hündchen Tobiä, die Salbenbüchſe Mariä, die Weintrauben aus Kanaan, den Rock Joſephs, das Schurzfell Eva's, den Felſen Gabaon, den Widder Abrahams, die Schnur, mit der ſich Achitophel erhenkt, die eherne Schlange

Moſis, den Wallfiſch Jonä und vieles andere mehr. In dieſer Gegend wird auch Bier geſchenkt zur Erquickung für die Spielenden, die deren an warmen Sommertagen oft wohl bedürftig ſind. Hieher kommen auch die römiſchen Soldaten und ſcherzen ehrbar und züchtig bei vollen Gläſern mit den Mädchen von Ammergau.

Kaum iſt das Spiel geſchloſſen, ſo geht ein ungeheurer Aufruhr durch das Dorf. Der Lärm iſt noch um etliche Male größer als bei der Ankunft, denn was damals nach und nach herankam, das will jetzt auf einmal wieder fort. Ein Fahrzeug nach dem andern löst ſich ab aus der wirren Wagenburg, die den Hauptplatz faſt unzugänglich macht; tauſend und tauſend Fußgänger verlaſſen in dichten Haufen das Dorf. Es iſt, als wenn, wie in uralten Zeiten, wieder ganze Stämme unterwegs wären, ſich eine neue Heimath zu ſuchen. Alles plaudert brüderlich zuſammen über die frommen Freuden dieſes Tages; aus einigen Wagen hört man auch Gebete tönen. Bei weitem die meiſten ſuchen noch Murnau zu erreichen, obgleich dieſer Flecken fünf Stunden vom Schauplatz liegt. Einige hundert Glückliche fahren mit

raſchen Pferden voraus, um noch Stuben und Betten zu erhaſchen; die andern ziehen ſpäter zu Tauſenden ein und legen ſich vergnügt auf's Stroh.

V.

Der Ammerſee.

Es iſt allmählig ſehr in Gebrauch gekommen, die Eiſenbahn, welche von München nach Augsburg zieht, bei Landpartien wenigſtens etliche Meilen weit in den Reiſeplan zu verweben. Da, wie Jeder weiß, die Umgebungen der Hauptſtadt mit alleiniger Ausnahme der waldigen Hochgeſtade der Iſar flach, eintönig und langweilig ſind, ſo gewährt es dem landluſtigen Städter großes Vergnügen, ſo gleichſam im Fluge über die nächſten Heiden hinwegzugleiten und ſich in der erſten halben Stunde unter einem ſchönern Himmel, in friſcherer Vegetation wiederzufinden, wo er ſeine Frauenthürme nur mehr wie zwei ſchwarze Kamine in die fernen Lüfte ragen ſieht. So muß ſich denn der eiſerne Weg nach Umſtänden in alle Richtungen

fügen, welche dieſſeits der Iſar eingeſchlagen werden. Hat man ſich nun dadurch auch ein paar Wegſtunden von der Zielrichtung abführen laſſen, ſo ſcheint dieß nur Gewinn, da ſich die Natur in der That je weiter von der Hauptſtadt deſto mehr zu veredeln ſucht. So kann man zum Beiſpiel ſchon eine Meile vor dem Thore ausſteigen und links abbeugend durch das liebliche Thal der Würm an ſchönen Schlöſſern und Villen, an der Reismühle, wo Bertha den Kaiſer Karl geboren haben ſoll, am Schloſſe Gauting, der Einſiedelei jenes freiherrlichen Eremiten, an Leutſtetten, dem Tusculum des Fürſten von Wallerſtein, vorbei nach Starnberg gelangen. In gleicher Richtung mit dieſem läuft ein paar Stunden weiter ein noch anmuthigerer Weg durch das Amperthal an den Ammerſee, und dieß wird dießmal der unſrige ſeyn.

Wir verlaſſen alſo in Maiſach den Zug, der brauſend gegen Augsburg rollt, während wir in einem kunſtloſen Stellwagen dem Marktflecken Bruck zuwanken, welcher ſchön gebaute Häuſer, mehrere Brauereien, einige ſchattenreiche Sommerkeller, im Ganzen aber nichts beſitzt, was uns länger aufhalten könnte. Deßwegen gehen wir unverweilt

über die Amperbrücke und ſchlagen den Fußpfad ein, der zur ehemaligen Abtei Fürſtenfeld leitet, welche im dreizehnten Jahrhundert Herzog Ludwig von Bayern zur Sühne geſtiftet, weil er in einem jähen Anfalle blinder Eiferſucht ſein Ehegemahl, Maria von Brabant, hatte enthaupten laſſen. Von dieſer That erhielt er den Beinamen der Strenge, der ihm auch verblieb, trotz der lebenslänglichen Reue und Zerknirſchung, deren Gewalt und Tiefe die Sage dadurch bekräftigt, daß ſie behauptet, es ſeyen ihm, als er ſich von der Unſchuld der Gemordeten überzeugt, in einer Nacht die Haare weiß geworden. Seit der Auflöſung der Klöſter iſt ſeine Stiftung einer Compagnie Invaliden eingeräumt, luſtigen, alten Kumpanen, die erſtaunliche Dinge von den Schlachten bei Polozk, bei Hanau und bei Brienne zu erzählen wiſſen, und ihr thatenloſes Alter durch die Jugenderinnerungen aus den napoleoniſchen Kriegen würzen. Das Gotteshaus wird noch im Stand erhalten, hat aber die gothiſche Melancholie längſt von ſich gethan und ſchillert jetzt im farbenreichen Bombaſte des letzten Jahrhunderts. Die Kirche gilt übrigens bei Bürgern und Bauern für die ſchönſte weit

und breit, und ihre Architektur besticht sie besonders durch die breite, sonnige Helle, die durch die hohen Fenster in die weiten Räume fällt; der angenehme Eindruck leidet aber für uns eine bedeutende Beschränkung durch den ehemals modernen Aufputz, durch jene Tausende von schöngefärbten und vergoldeten Geschmacklosigkeiten, die die Prachtgebäude jener Periode entstellen, durch gewundene Säulen, verzerrte Statuen, elende Schnitzereien und schlechte Gemälde. Vorn am Chore stehen die Standbilder Ludwigs des Strengen und Ludwigs des Bayern, des Stifters und des Gutthäters der Abtei, beide mit Stoßdegen, Halskrausen und Manschetten, beide ungefähr so, wie im Jahre 1766, als sie gemacht wurden, die Kurfürsten und Kaiser im Ornate ausgesehen haben. Von Alterthümern ist nichts mehr übrig, und da uns diese Neuigkeiten nicht lange anziehen, so gehen wir bald im Amperthale hinauf, in einem grünen Wiesgrund am buschigen Ufer des Flusses hin, rings von Laubwald eingeschlossen, und gelangen nach Wildenroth, einem malerisch gelegenen Dörfchen, in einem waldigen Kessel, dessen niedere Häuser eng aufeinander an zwei Anhöhen sitzen,

welche die blaue Amper trennt. Den Reiz der abgeſchloſſenen Lage erhöht noch der Umſtand, daß der Fluß hier ein grünes Eiland bildet, auf dem ein weißes Kirchlein zur Andacht einladet. Vor langen Zeiten war dieſer Ort der Stammſitz der Herrn von Wildenroth, deren Veſte auf einem breiten Bühel lag, der heutzutage mit dichten Buchen bewachſen iſt; in neuerer Zeit aber, d. h. vor etwa vierzig Jahren, als die Münchner noch nicht gern über eine halbe Tagreiſe von der Stadt wegzogen, war dieſes Wildenroth berühmt als einer der ſchönſten Punkte des Gau's und wurde viel beſucht. Jetzt, ſeitdem der Zug in die Gebirge geht, iſt es faſt vergeſſen. Es geht übrigens ein wahrſcheinlich nicht ſehr altes, aber jetzt allgemein verbreitetes Gerücht, es habe dieſer Ort in ſeiner Lage auffallende Aehnlichkeit mit Bethlehem im gelobten Lande, dem Geburtsorte unſeres Heilands, und Reiſende, die aus Paläſtina gekommen, ſollen durch dieſe Aehnlichkeit auf's ſeltſamſte überraſcht worden ſeyn. Wir haben nun Bethlehem im gelobten Lande nie geſehen, und harren daher mit Spannung einer öffentlichen Beſtätigung dieſer Nachricht entgegen.

Dicht bei Wildenroth windet ſich die Amper um einen Hügel, hinter dem ein uralter Spitzthurm hoch emporragt. Er ſoll ſeinem untern Theile nach ein römiſcher Wartthurm ſeyn und iſt jetzt Glockenträger für eine kleine Kirche, die jedenfalls viel neuer iſt. Einen Büchſenſchuß weiter ſteht mitten in der Amperwieſe das Gotteshaus von Grafenrath, eine vielbeſuchte Wallfahrt. Der heilige Graf Rath, deſſen modernde Gebeine hier in ritterlichem Schmucke mit Krone und Wappenrock in einem Glaskaſten zur ſchaudernden Verehrung ausgeſtellt ſind, war, wie neuere Geſchichtsſchreiber wahrſcheinlich machen, aus dem Stamme der Huoſi, die in den uralten Geſetzen der Bojoarier, welche Theodorich, der König von Auſtraſien, auf dem Tage zu Chalons gegeben, als die erſten nach dem herzoglichen Geſchlechte der Agilolfinger genannt werden. Sie waren reich begütert in den Gegenden an der Ammer und dieſelben, die ſich ſpäter von Andechs und Dieſſen nannten. Ratbod, Rapoto, Raſſo, der Heilige, jetzt Graf Rath genannt, ſtrahlt als ein mächtiger Held in den Jahrbüchern ſeiner Tage, oftmals ſiegreich gegen die Ungarn kämpfend zu den Zeiten

des großen Otto. Sein Kriegerleben gottselig zu schließen, ging er im Jahr 949 wallfahren zum heiligen Grab in Jerusalem und verrichtete seine Andacht. Heimkehrend that er zu Rom dasselbe und sammelte dort einen Schatz von heiligen Gebeinen, den er glücklich über die Alpen brachte und im schönen Ammerthale hier an dieser Stelle in dem Kloster niederlegte, das er selbst gebaut und das St. Ulrich, der Bischof von Augsburg, eingeweiht hatte. Zu gleicher Zeit nahm er Abschied von der Welt, hüllte die Glieder in härenes Gewand, ging als Laienbruder in sein Stift und starb am 19. Juni 954; ein Tag, der noch jetzt Hunderte von Wallfahrern in das kleine Kirchlein und das nicht weit entlegene große Wirthshaus zieht. Der heilige Graf Rath wird von dem Landvolke der Umgegend in den verschiedensten Nöthen angerufen, und soll laut der volksthümlichen „Lebensgeschichte," welche 1839 zu Kaufbeuren gedruckt wurde, in dem kurzen Zeitraum von 191 Jahren mehr als fünfzehntausend Wunder gewirkt haben. Dessen zum Zeugniß sind in der Kirche eine Anzahl Krücken zu sehen, deren ehemalige Besitzer gesund davongingen und diese Zeichen ihrer Krüppel-

haftigkeit zum Andenken zurückließen, so wie auch eine unzählige Menge von wächsernen Füßen, Händen, Augen und dergleichen, die auf langen Rahmen zum Gedächtniß aufgestellt sind. Endlich zieren auch noch viele Hunderte von Votivtafeln die Wände. In der Mitte der Kirche liegt ein schöner Grabstein des ritterlichen Grafen, der übrigens nicht gleichzeitig, sondern aus dem fünfzehnten Jahrhundert ist.

Aus dem freundlichen Thalgelände verliert sich der Pfad bald wieder in den Forst, den er erst da verläßt, wo von der Höhe des Waldes herab der Ammersee erschaut wird. Bald erreichen wir die Hauptstraße, an welcher ein ärmliches, halb verfallenes Wirthshaus liegt, und zwar auf einer Stelle, die gewiß ein sehr glänzender Gasthof zieren würde, wenn es hier zu Lande gebräuchlich wäre, auf den Comfort der Reisenden zu spekuliren. In der That wird die Schönheit dieser Lage von jedem Pilger begrüßt, der hier vorbeiwandert oder im Postwagen vorüber rollt; denn besagte Schenke — Stegen heißt sie — an der äußersten Spitze des vier Stunden langen Sees, nur wenige Fuß über dem Wasserspiegel gelegen, beherrscht

an ſonnigen Tagen eine wahrhaft feierliche Aus-ſicht über die blitzende blaue Fläche, die fächer-artig auseinander geht und, von ſchönen Anhöhen begrenzt, oben, weit oben den Fuß der Hochge-birge zu beſpülen ſcheint. Es wäre hier der ein-ladendſte Ort zum Landaufenthalte, günſtige Ge-legenheit zu Seebädern, ſehr geeignete Lage für allerlei Ausflüge in die Ebenen und in's Gebirge, und dieſes Stegen könnte ein Löwe werden unter den bayeriſchen Dörfern, ein Rendezvous für die Münchner Vornehmheit, während jetzt nur die Fuhrleute dort zukehren, die ihre Pferde füttern und dann ſpurlos wieder weiter ziehen.

Von Stegen gelangen wir in einer Stunde nach Greifenberg, einem in Obſtbäumen begrabe-nen Dörfchen, wo die Freiherren von Perfall in einem alten Schloſſe hauſen, das ſie nach dem Ausſterben der alten Greife von Greifenberg im Jahre 1507 von den Herzogen von Bayern zu Lehen erhalten. Der Ort liegt an einem gegen Süden fallenden Abhange, und von dieſer Höhe löst ſich, wie eigens angefertigt, ein gleich hoher Kegel ab, auf dem die Burg erbaut iſt. Außen herum zieht ſich ſowohl über die Hochebene als

die Halde hinab in's Thal eine durch die Vorsprünge und Einbiegungen des Erdreichs malerisch gehobene englische Anlage mit allerlei Blumenbeeten, Kieswegen, Laubgängen und Pavillons. Oben auf der Platte bildet sie gerade dem Schlosse gegenüber am Jägerhause einen Erker, den eine Weinlaube überwölbt. Von dieser Ecke herab hat das Auge eine Ernte, die zu den reichsten gehört, welche die Ebene bieten kann. Da geht der Blick an dem hohen Schlosse vorbei und über den abwärts laufenden Garten weg hinunter in grüne Auen und wogende Felder und über schöne Eichenforste hinein auf den See, der aus tiefem Becken heraufglänzt, auf einer Seite an dem waldigen Fuße des heiligen Berges sich bricht, gegen Mittag aber so nahe an die Gebirge reicht, daß sie aus seiner silbernen Tiefe in ungeheurer Höhe aufsteigen, und zwar gerade durch diese tiefe Unterlage so mächtig gehoben. Freilich ist dieß nur scheinbar, denn von dem obern Ufer des Sees breitet sich noch eine geräumige Fläche bis an die Vorberge der Alpen; aber diese Fläche zieht sich für das Auge so eng zusammen, daß die blauen Höhen fast unmittelbar in den See zu stürzen scheinen.

In dem Schloſſe ſelbſt iſt eine Vorhalle, die noch manches Andenken an die vergangenen Tage des ritterlichen Geſchlechtes bewahrt: Schwerter, die den dreißigjährigen Krieg mitgeſchlagen, Bogen und Pfeile, die in den Türkenkriegen erbeutet worden, und einige ſtattliche Ahnenbilder. Im Archiv liegen viele alte Urkunden, darunter mehrere anziehende Schreiben, worin die Herzoge zu München in den gemüthlichen Worten der Zeit die getreuen Herrn von Perfall zu Greifenberg zu Hochzeiten und feſtlichen Tagen einluden. Es iſt dabei nie unterlaſſen, den edlen und feſten Rittern ſowohl als den Knechten, die ſie mitzubringen hatten, das Coſtüm zu beſtimmen, in dem ſie erſcheinen mußten, und zur größern Deutlichkeit legten die gnädigen Fürſten von kunſtfertiger Hand gezeichnete und ſauber gemalte Muſterbilder bei, von denen aber leider manche verloren gegangen ſind. Wie wir hören, haben ſich indeſſen in andern Burgarchiven noch mehrere Blätter der Art erhalten, und es wäre wohl kein verwerflicher Gedanke, dieſe Zeichnungen zu ſammeln und ſie als nachgebornes Modejournal bayeriſcher Trachten aus dem fünfzehnten und ſechzehnten Jahrhundert herauszugeben.

Unten am Fuße des Schloßberges liegt eine kleine, bis jetzt in Deutschland noch wenig besprochene Badanstalt, Theresien-Mineralbad genannt. Ihre Quelle wurde erst 1833 entdeckt, bald darauf durch die Doktoren A. Buchner, Vater und Sohn, chemisch untersucht und für ein Laugen- oder Seifenbad erkannt, das sich nicht so fast durch überwiegende Stärke eines Bestandtheils, als durch eine glückliche Mischung schwächerer auszeichne, wie es denn in der That sich bereits gegen die Gicht besonders wirksam erwiesen. — Im letzten Frühjahr ist an das alte unansehnliche Gebäude ein neues bedeutenderes gefügt worden, das zur Aufnahme der Gäste niedlich eingerichtet ist und auch einen hellen, freundlichen Kursaal enthält. Dieses Theresien-Mineralbad ist kein Lurusbad, aber ein recht einladender Ort, sich zu heilen und der Landluft zu genießen. Es ist da nicht theuer zu leben, und deßwegen hat sich auch besonders der Mittelstand hier heimisch gemacht, ehrsame Münchner Bürger und wohlhabende Oekonomen aus der Nachbarschaft, zu denen einzelne beurlaubte Beamte oder das Landleben liebende Offiziere treten. Sie hausen recht vergnügt miteinander und machen

ſich und ihren Frauen manchen unſchuldigen Spaß. Die großen goldenen Glücksſpiele werden zwar nicht betrieben, aber das feine Tarok iſt deſto beliebter, und zuweilen kommt es ſogar zu einer Whiſtpartie. Lectüre iſt kein großes Bedürfniß und deßwegen auch nicht viele Sorge dafür, aber eine Kegelbahn im kleinen Gärtchen hält die Geneſenden zu ſtärkender Gymnaſtik an, und zu kurzen Spaziergängen in der Nähe bietet die engliſche Anlage an der Burghalde die ſchönſte Gelegenheit. Zu größern Unternehmungen, für welche hin und wieder Geſellſchaften zuſammentreten, lockt das Fiſcherörtchen Schondorf, eine halbe Stunde am See entlegen, wo die Nachen zu Luſtfahrten bereit ſtehen, oder das edle Getränke, welches im Schloſſe Seefeld gebraut wird, oder die prächtige Ausſicht von der Höhe des heiligen Berges, oder die ſchmuckreiche Kirche im Stifte zu Dießen. Der Mittagstiſch iſt wohlweislich ſehr gut beſtellt und ihn verherrlicht oft ein anſehnliches Nagmaul, angeblich der koſtbarſte Fiſch der ſüßen Gewäſſer, der aber nirgends gefunden wird als im Ammerſee. Am Abend endlich ſteigen die Badgäſte, ſo viele davon der Geſelligkeit ergeben ſind, die Halde

hinauf und verlieren ſich im Herrenſtübchen des Wirthshauſes, wo der Adel der Umgegend, die Pfarrer und Gerichtshalter oft als erheiternde Trinkgenoſſen erſcheinen. Es iſt ein ſtilles, heimliches Leben in dieſem Bade, an das man in der geräuſchvollen Stadt gerne zurückdenkt, und Mancher, der in vorigen Jahren hier ſeine Geneſung gefunden, kommt noch in jedem Sommer auf ein paar Wochen wieder der Erinnerung wegen.

Indeſſen iſt auch hier unſeres Bleibens nicht; wir gehen nach Schrndorf am See, und zwar durch den Weingarten, was eine Waldung iſt, die durch ihren Namen noch an den Weinbau erinnert, der in frühern Jahrhunderten über Bayern verbreitet war, aber jetzt bis auf die unbeſungenen Rebengelände bei Landshut und Regensburg ganz eingegangen iſt. Aus dem Dorfe am See ragt eine uralte graue Kirche empor, deren Schiff, aus gehauenen Bruchſteinen erbaut, mit ſechs Fuß dicken Mauern, ganz und gar der Cella eines antiken Tempels gleicht. Der Aufſatz, der das Dach trägt, und ein halbrunder Anbau auf der Seite gegen Morgen, in welchem der Hochaltar ſteht, ſind wohl aus jüngerer Zeit, jedoch auch

noch vor dem Aufkommen des gothiſchen Styls entſtanden, da die Niſche oben mit einem Saume von byzantiniſchen Rundbögen geziert iſt. Eine andere kleine Kirche in der Nachbarſchaft, die in ihrem Baue dieſer ganz gleich geweſen ſeyn ſoll, iſt vor etwa vierzig Jahren abgetragen worden.

Nun beſteigen wir den Nachen und rudern hinein in den einſamen See. Der Ammerſee iſt eine Stunde breit und vier Stunden lang, alſo etwas kleiner als der von Starnberg, ſein Nachbar, aber immer noch eine anſehnliche Fläche. Die Fahrzeuge, die hier gebraucht werden, ſind entweder aus Eichen gehauene Einbäume, ſchmale ſchwarze Tröge aus einem Stücke, oder aus Brettern gebaute „Zillen," welche etwas geräumiger ſind. Der Gebrauch der Segel iſt, wie auf allen altbayeriſchen Seen, unbekannt, oder wenigſtens nicht Landesart; denn in einem Falle, wie wir ſpäterhin vom großen Floße zu Dießen hören werden, kommen ſie allerdings zur Anwendung. An den Geſtaden des Sees, welche ſich gegen Morgen zu nicht unbeträchtlicher Höhe emporheben, grünen Wieſen und rauſchen Wälder, aber die Ortſchaften ſind ſparſam hingeſäet. Nach den ſtattlichen

Schlöſſern und Landhäuſern, nach den ſtädtiſchen Gaſthöfen, die faſt in ununterbrochener Reihe den Starnberger See zieren, ſieht man ſich vergeblich um; und daß daher dieſer viel mehr gefeiert wird, verſteht ſich von ſelbſt. Manche ziehen aber gerade den Ammerſee vor wegen ſeiner reizenden Ländlichkeit.

Vom andern Ufer führt ein ſchattiger Weg aufwärts nach dem ehemaligen Kloſter Andechs, das dem Volke bekannter iſt unter dem Namen des heiligen Berges. Auf dem Gipfel ſteht die weitgeſehene Wallfahrtskirche, neben ihr die hohen Gebäude des Stiftes, die jetzt in Privathänden ſind. Die Ausſicht geht fern in die Runde über den Ammerſee und das Hügelland zu beiden Seiten, über die Fläche gegen Norden; ſüdlich ſchließen die Alpen, die ſich breit und hoch erheben. Auf dieſer Höhe prangte vor Zeiten eine Burg, von welcher in ihren Tagen wohl noch ungleich mehr die Rede war, als jetzt von der wundervollen Wallfahrtskirche, die an ihrer Stelle erbaut worden iſt. Hier ſaßen im frühern Mittelalter ſchon die Andechſer, die Enkel des heiligen Raſſo, ein glorreiches Geſchlecht, bei Kreuzfahrten und Römer-

zügen, auf den Reichsverſammlungen und auf den Schlachtfeldern hochanſehnlich vor Allen, gefeiert in den Heldenliedern; Pfalzgrafen in Bayern, ſpäter auch zu Burgund, Biſchöfe und Pröbſte da und dort, einer ſogar, Berthold, Patriarch zu Aquileja, ſeßhaft zu Andechs und Dießen, zu Wolfratshauſen und Ambras, weit reichend mit ihrer Hausmacht von der iſtriſchen Mark bis in's Vogtland, reich begütert in Kärnthen und Krain, im tyroliſchen Innthale, an dem Inn, der Iſar und der Amper, am Chiem- und Staffelſee, im bayeriſchen Nordgau, in Oſtfranken; Lehensherrn ſtattlichen Dienſtadels, von dem noch manche Geſchlechter blühen, mit allen Fürſtenhäuſern verwandt, vieler Stifte Gründer, Wohlthäter und Schirmvögte. Von Graf Rapotho, der gegen das Ende des eilften Jahrhunderts ſtarb, geht wohl zum erſtenmale die ſpäter auch auf andere Geſchlechter übertragene Sage, daß er von Andechs gen Rom reiſend alle Nacht in eigenen Burgen herbergen konnte.

Als 1180 Konrad, der letzte Graf von Dachau, ſtarb, erbten die Andechſer mit großem Beſitzthume in Oſtfranken auch die prächtigen Herzogstitel von

5 7
BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Kroatien, Dalmatien und Meran, deren ſchwierige Erklärung von ältern Geſchichtsforſchern ſo oft beſeufzt wurde, bis endlich Freiherr von Hormayr dargethan, daß es lediglich Anſpruchs- und Repreſſalientitel des heiligen römiſchen Reichs gegen Ungarn und Venedig geweſen, auch unter Meranien nicht das damals noch wenig bekannte Meran in Tyrol gemeint ſey, ſondern die Meeresküſten abwärts von Trieſt. Herzog Berchtholds von Meran Tochter Agnes, auch Marie genannt, trug die Krone von Frankreich und war (1196) König Philipp Auguſts Gemahlin, nachdem dieſer aus einem bis jetzt noch nicht erklärten Abſcheu die ſchöne Dänenprinzeſſin Ingeburg, König Kanuts Schweſter, am Hochzeittage von ſich geſtoßen hatte. Philipp trug große Liebe zu der Andechſerin, aber der Papſt erklärte die Ehe für nichtig, und da der Bannfluch kam und das Volk meuteriſch wurde, mußte der König die geliebte Agnes aufgeben. Sie ging in's Kloſter und ſtarb ein Jahr darauf aus Gram (1201). Philipp überwand ſich und nahm Prinzeſſin Ingeburg wieder als ſein Gemahl an, aber zu Mantes auf dem Grabe Agneſens weihte er dem theuern Schatten

ein großes Frauenstift. Eine Schwester derselben, Gertrud mit Namen, wurde Andreas, dem jungen Sohne Königs Bela des Dritten von Ungarn, angetraut und bestieg späterhin mit ihm den Thron dieses Reiches. Sie wurde die Mutter der heiligen Elisabeth, Landgräfin von Thüringen. Ihr Ende aber war noch tragischer als das ihrer Schwester, der Königin von Frankreich, denn sie fiel ermordet unter dem Schwerte des Banus von Kroatien. Damals kamen auch für die Andechser lange Jahre der Noth und der Bedrängniß, als Otto von Wittelsbach den Kaiser Philipp zu Bamberg erschlagen hatte und die Andechser, der Mitschuld verdächtig, in des Reiches Acht verfielen. Herzog Ludwig von Bayern vollzog den Spruch in seinem Herzogthum und riß die Burg zu Andechs nieder; die Herren waren landesflüchtig und irrten geraume Zeit in der Fremde. Später fanden sie des Kaisers Gnade wieder, und eine letzte schöne Zeit erlebte das Geschlecht mit Herzog Otto dem Großen von Meran, der Innsbruck mit Mauern und Stadtrechten begabte. Nicht lange nachher (1248) starb Otto II., der letzte des glorreichen Namens, verdächtigen Todes zu Nießen in Ost-

franken. Er ruht in ſeinem Stifte zu Langheim, im vogtländiſchen Gebirge. Das reiche Erbe gerieth in viele Hände.

Auf den Trümmern der Burg zu Andechs erhob ſich im Laufe der Jahre wieder eine kleine Kapelle, und in dieſer wurde 1388 auf wunderbare Art eine vergrabene Truhe gefunden, die früher bei drohender Zerſtörung hier unter die Erde in Verwahr gebracht worden ſeyn ſollte. Man traf in ihr alle die Heiligthümer wieder, die ſeit Jahrhunderten, von den Zeiten des gottſeligen Grafen Raſſo an, von Kindern und Kindeskindern geſammelt worden waren, und die Freude der Gläubigen über den erhobenen Schatz war unendlich. Von jetzt an beginnt der heilige Ruf des Berges, nachdem der ritterliche, der ihn einſt verherrlicht, ſchon längſt im Lande verklungen war. Die Heiligthümer wurden nach München gebracht und dort unter ungeheurem Zulauf der Andächtigen im alten Hofe zur Verehrung ausgeſetzt, bis zu Andechs ein würdiges Gotteshaus erbaut werden konnte. Nach ſieben und vierzig Jahren war dieſer Bau vollendet und die Reliquien wurden wieder auf den heiligen Berg zurückgebracht, wo ſie ſeitdem

verblieben sind. Herzog Albrecht III. († 1470) stiftete nachher eine Benediktinerabtei und wurde in der Gruft daselbst begraben. Neben ihm fand seine Gemahlin, Anna von Braunschweig, ihre Ruhestätte, und mit der Zeit wurden auch noch andere Sprossen des herzoglichen Hauses von Bayern hier beigesetzt. Albrecht III., der fromme Fürst, einst der Gatte der unglücklichen Bürgerstochter von Augsburg, Agnes Bernauerin, schlief da in stillem Frieden den ewigen Schlaf, bis in Bayern die Klöster aufgehoben wurden. Damals aber ging der Commissär, der nach Andechs beordert war, mit brennender Pfeife hinunter in die Fürstengruft, die er hatte öffnen lassen, und befahl, die Särge des Herzogs und seiner Gemahlin aufzusprengen. Albrecht lag da unverwest, nur eingetrocknet, in langem, blausammtenem Gewande, mit langen, weißen Haaren. Der Beamte schnitt eine Locke ab und ein Stück von dem Kleide, nahm die goldene Kette, die um den Hals hing, brach den Finger weg, der den goldenen Siegelring trug, weil dieser nicht von ihm lassen wollte, und steckte beide in die Westentasche. Der alte Pater, der ihn hinuntergeführt, fing zu

weinen an, und weinte ſeiner Lebtage, ſo oft er die Geſchichte erzählte. Zur ſelben Zeit begab es ſich auch im Stifte zu Weſſobrunn, daß der Aufhebungscommiſſarius der Jungfrau Maria auf dem Hochaltar die goldene Kette abnahm.

Von den Heiligthümern, die in der Kirche bewahrt werden, iſt ſchon Vieles geſchrieben worden und ließe ſich daher auch Vieles erzählen; wir wollen aber kurz ſeyn und nur erwähnen, daß außer den heiligen drei Hoſtien, die, in eine goldene Monſtranz gefaßt, am höchſten geachtet werden, noch allerlei andere ſeltene Gegenſtände zu ſehen und zu verehren ſind, als z. B. Stücke von dem Tiſchtuch und vom Schleier der Jungfrau Maria, von dem Tiſchtuch Jeſu beim heiligen Abendmahle, ein Theil des Schweißtuches, das Jeſus am Oelberge gebraucht, ein Zweig von der Dornenkrone Jeſu, zwei Spänlein von der Ruthe Aarons, der Brautrock der heiligen Eliſabeth, der Landgräfin, das Bild unſerer lieben Frau, vom heiligen Lucas gemalt, eine Stole des Evangeliſten Johannes, in welcher ein lateiniſches Diſtichon, das Maria ſelbſt hineingewirkt haben ſoll, ein metallenes Kruciſix von wirklich uralter Arbeit, welches

das Siegeskreuz Karls des Großen genannt wird und einſt ſein eigen geweſen ſeyn ſoll u. ſ. w.

Die unzähligen Wunder, die ſeit Auffindung der Truhe der Vermittlung dieſer Heiligthümer zugeſchrieben werden, haben die Kirche zu Andechs in den Geruch eines von oben beſonders ausgezeichneten Gnadenortes gebracht, und führen noch zu allen Zeiten des Jahres Tauſende von Wallfahrern herbei; die belebteſte Epoche iſt aber die Kreuzwoche im Mai, wo die Pilger pfarreienweiſe mit dem Kreuze anlangen, oft von mehreren Tagreiſen her. Unter einem „Kreuze" verſteht man übrigens eine Pfarrgemeinde, die unter Vortragung des Krucifixes und unter Obhut ihres Seelenhirten wallfahrten geht. Ehemals kamen die Kurfürſten ſelbſt, in ſechsſpännigen Wagen, begleitet von ihrem frommen Hofe, alljährlich als Kreuzgänger auf den heiligen Berg; jetzt ſind die höhern Stände beinahe ſelten geworden und die Pilger beſtehen faſt nur aus Landleuten und Bürgern der benachbarten Städte. An beſonders feſtlichen Tagen, wie an Chriſti Himmelfahrt, iſt dann auch Markt, und das Gedränge zwiſchen den Buden, die den Berg hinab eine Gaſſe bilden, größer als auf den

größten Meſſen. Anmuthiger als in dieſem Gewühle iſt es an ſolchen Tagen in den nahen Wäldern, wo von allen Seiten die Kreuze heranziehen mit wallenden Fahnen, Alles laut betend und paarweiſe, voran die Knaben, dann die Männer, hinter ihnen der Prieſter, hierauf die Jungfrauen und zuletzt die Weiber. Es iſt ein maleriſcher Anblick, wenn ein ſolcher Betgang, um auszuruhen, im Walde Lager ſchlägt. Das mitgetragene Kreuz wird an einer lichten Stelle aufgepflanzt und eine Schaar von Jungfrauen im ſchönſten Feiertagsſtaate knieet, wie eine Fahnenwache, betend in der Runde. Um den Pfarrer ſammeln ſich auf dem Raſen die Männer der Gemeinde, und in weiterm Kreiſe kauert das Weibervolk, während die Jugend das Lager ſpielend umſchwärmt. Dieſes Wallfahrerleben theilt überhaupt alle Genüſſe des Fußreiſens, und wenn auch manche die Salbung, die ſie Morgens in der Kirche gewonnen, Nachmittags in den vollen Wirthshäuſern wieder in den Bierkrug fallen laſſen, ſo bleibt doch für Alle die erquickende Erinnerung an den ſchönen Gang durch die geſegneten Fluren, durch die freundlichen Städte und Dörfer des Vaterlandes. Die Sitte erlaubt

es dem Bürger so wenig als dem Landmann, seine Arbeit liegen zu lassen und auf Reisen zu gehen, der Erholung halber; die Nachbarschaft würde sich entsetzen über diese Vernachlässigung des Haushaltes. Wenn aber der Müde, das ganze Jahr Geplagte auf Wallfahrt geht im fröhlichen Mai, dann schweigt der Neid und der Argwohn, denn der Nachbar ist gewöhnlich auch dabei.

Vom heiligen Berge herunter begeben wir uns wieder an den Ammersee und fahren nach Dießen, einem schönen Marktflecken, der in langer Zeile am obern Ende des Sees liegt. Es war, wie bereits erwähnt, in frühern Zeiten ein Sitz der Andechser, welche da eine Abtei stifteten, deren weitläufige und prächtige Gebäude jetzt einer adelichen Familie als Wohnung dienen, wogegen die hohe Stiftskirche, deren Thurm im vorigen Jahrhundert abgebrannt ist, noch ihren ursprünglichen Zwecken erhalten wird. Dießen ist das Emporium des Ammersees, und gerade in diesem Frühjahr war besondere Regsamkeit daselbst, denn es wurde der große Holzfloß gebaut, was nur alle drei Jahre geschieht. Ein solcher Floß ist ein Fahrzeug von sechshundert Fuß Länge, welches aus zweitausend

Klaftern Scheiterholz beſteht, das zu vierzehn Fuß Höhe aufgeſchichtet iſt und acht Fuß im Waſſer geht. All dieß Material kommt auf der Amper herbei, die hier einmündet und den Reichthum der Gebirgswälder in den See flößt. Am vordern und hintern Ende des Fahrzeugs ſind Maſten aufgerichtet, deren jeder zwei mächtige Segel führt, und ein anſehnliches Bogſpriet iſt auch vorhanden. Das Steuer wird durch vierundzwanzig Ruder erſetzt, welche vorn und hinten angebracht ſind; dagegen fehlt es nicht an großen Ankern. Wenn der Floß geht, ſo beſetzen ihn ſechzig Mann, darunter zwölf gelernte Schiffleute und einer, welcher der Matroſe heißt und, wie die auf der See, das Klettern und die Betakelung in den Höhen zu beaufſichtigen hat. Dieſer Mann iſt ſehr gut bezahlt, übrigens ein Landeskind, das ſeine hier ſeltenen Künſte ohne Anleitung zu Hauſe eingeübt hat. Der Forſtcommiſſär, der Triftmeiſter und der Floßmeiſter, die drei Hauptleute des Gefährts, hauſen in den beiden eben nicht ſehr wohnlichen Hütten, die für ſie aufgeſchlagen ſind. Uebrigens hat dieſer Mangel an Bequemlichkeit wenig zu ſagen, denn die Fahrt geht nur von Dießen bis nach Stegen, von einem

Ende des Sees bis zum andern, und ſoll nicht länger dauern als eine Nacht. Indeſſen hat die Sache immerhin ihre häcklichten Seiten; die größte Gefahr droht von einem Sturme, wie denn vor mehreren Jahren einmal ein ſolcher den ganzen Floß zertrümmert hat, ſo daß die Scheiter im weiten See mit unermeßlicher Arbeit zuſammengefiſcht werden mußten. Ungünſtige Winde verſchlagen ihn auch leicht an die Küſten, von denen nur ſchwer wieder wegzukommen. Deßwegen werden denn die Anker auch nur beim Südwinde und bei völlig heiterem Himmel gelichtet. Bei klarer Witterung fängt der Süd gewöhnlich vor Mitternacht zu blaſen an und weht bis in die Hälfte des Vormittags. Iſt er nun kräftig genug, ſo langt der Floß um dieſe Zeit zu Stegen an, fällt der Wind aber unterwegs, ſo müſſen die Anker geworfen und die Nacht abgewartet werden. In der Regel geht die Fahrt in einem Zuge ab, oft aber war der Floß auch ſchon acht Tage auf dem See. In Stegen werden die feſtgezimmerten Anſätze, welche die Maſten tragen, abgenommen und nur der Nordwind abgewartet, um mit ihnen nach Dießen zu ſegeln, wo ſie dann an den zweiten

und nach dieſem an den dritten Floß geſpannt werden; denn man bildet gewöhnlich drei auf einander folgende Züge; das Scheiterholz aber wird aus einander gelöst und ſchwimmt auf der Amper, die in Stegen den See verläßt, in die königliche Triftanſtalt zu Dachau.

VI.

Der Peißenberg.

Der Peißenberg erhebt ſich 3417 Fuß hoch über die Meeresfläche und iſt ein Ausläufer jenes mächtigen Alpenſtockes zwiſchen der Iſar und dem Lech, zwiſchen der Zugſpitze und dem Seiling, der ſeine waldigen Vorberge nordwärts faſt im Dreieck gegen das Flachland hinausſendet und ſchier zur Ebene werden läßt, bis ſie ſich hier im letzten Aufſchwunge noch zur ragenden Hochwarte erheben. Auf dem Berge weiden viele ſchöne Heerden mit melodiſchem Geläute, und zwiſchen ſeinen Obſtbäumen ſtehen viele ſchöne Gehöfte, niedlich eingehegt und vergattert, hirtlich reizend in der ſchmucken Bauart des Gebirges, mit vorſpringenden Dächern und herumlaufenden Gallerien, während die Fluren, welche ſie umgeben, mit

Bergpfaden, Laubgängen und Waldpartien faſt parkmäßig ausgelegt ſind. Oben auf der Höhe prangt ſeit dreihundert Jahren, weithinſchauend und in weiten Fernen geſehen, eine vielbeſuchte Wallfahrtskirche, frommer Landleute geweihte Zuflucht, und ein ſtattliches Pfarrhaus, daran angebaut, auf deſſen Dache das Obſervatorium angeſchmiedet iſt. Ein Gärtchen des Pfarrers, das Wirthshaus und die Kegelſtatt unter zwei großen Linden, endlich der kleine Friedhof füllen die Platte aus, zu welcher ringsum gelichtete Halden emporführen.

Auf jenem Belvedere über dem Pfarrhauſe nehmen nun die Pilger ſchwindelnd jene bewundernswerthe Fernſicht ein, die dem Berge ſo hohen Ruhm verſchafft. Hier oben erſcheint ihnen — und gar Vielen zum erſtenmale — der gezackte Alpenkranz in ſeiner vollen Pracht vom Säntis bis zum Watzmann, die Vorberge dick mit Wald bewachſen, jene in zweiter Reihe wild und ſteil abgeriſſen, mit ſpitzigen Hörnern, mit klaffenden Schründen, mit ſilbernen Rinnen und glänzenden Schneefeldern; mitten drin der Gloßglockner,* der

* Von Manchen wird dieſe Spitze für das Venediger Horn gehalten.

in seinem ewigen Eismantel als ungeheure Pyramide aus dem fernen Kärnthen fast geisterhaft und verschwimmend herüberschimmert. Ueber dem Flachland hinaus sind die blauen Rücken der rauhen Alp, und weiter rechts sollen die Höhen des Böhmerwaldes zu sehen seyn; wenigstens will der Lehrer einmal nach einem Hochgewitter den vormaligen Pfarrherrn überrascht und ihm Arben und Ossa im Böhmerwald, die Berge seiner Heimath, gezeigt haben. Am äußersten Saum der Scheibe, die diese fernen Ränder einfassen, flimmern die Frauenthürme von München, die Domthürme zu Freising und die Ulrichskirche zu Augsburg als graue Marksteine der äußersten Tragweite. In der Nähe liegen mehrere kleine Städte und Flecken, deutlich und in vollem Umfange, während von andern die Thürme über die Wälder heraus blinken. Auch sind manche von den ehemaligen Stiftern zu sehen, welche die Frömmigkeit der alten Herzoge und Grafen in Bojoarien gegründet, so Wessobrunn, Rothenbuch, Polling und Dießen. In all seiner Länge und Breite legt sich der Ammersee, aus dessen Wellen der heilige Berg emporsteigt, mitten in die Landschaft, und wie ein langer

Streif glänzt der Würmsee durch die Gegend gegen Morgen. Rückwärts vom Gebirge kommend blitzt die Amper in ihrem tiefen Waldthale, die bald mit breitem gewundenem Kiesbette aus dem Dickicht hervortritt, bald wieder im Tannenforst verschwindet. Die Hochwälder nehmen allerdings große, ununterbrochene Flächen ein, aber dazwischen heben sich desto tröstlicher die grünen Auen und die korngelben Felder hervor, in denen unzählbar die Flecken und Dörfer, die Schlösser und Edelsitze, die Einödhöfe und Waldkapellen liegen im obern Lande Bayern, im Lechrain, im Allgäu und im fernen Schwaben. Darin gleichen diese blinkenden Punkte dem Sternenheere, daß sie, je länger betrachtet, desto zahlreicher zu werden scheinen; ja, wenn einer stundenlang oben steht und immer von Neuem die Runde macht, er wird immer wieder Neues entdecken, und immer wieder frisch überrascht werden.

Der Peißenberg ist ein schöner Hintergrund für jene anmuthigen Reisen um den Ammer- und Würmsee, welche die Münchner jetzt, von der Eisenbahn und dem Starnberger Stellwagen unterstützt, täglich lieber gewinnen. Wenn sie dann in der Abtei zu Fürstenfeld das heitere Rococo der

Kirche bewundert, im Bade zu Greifenberg den herrlichen Fiſch Nagmaul gegeſſen; wenn ſie in Seefeld jenen Ehrentrank, der im alten Schloſſe gebraut wird, verſucht, und in Andechs auf dem heiligen Berge ihre Andacht verrichtet haben, dann ſteigen ſie den Peißenberg hinan, der ihnen alles wieder von oben herunter zeigt, was ſie von unten hinauf durchwandelt haben. Dabei iſt viel vom Sonnenaufgang die Rede, vom Sonnenaufgang, der hier eine Lokalmerkwürdigkeit iſt, von Manchen mit eben ſo ruhiger Gewiſſenhaftigkeit betrachtet, als der Paſſauer Tölpel zu Paſſau, von Andern mit poetiſcher Begeiſterung angeſtaunt. Es ſind vielleicht wenige darunter, für die es nicht eine Seltenheit iſt, die Sonne aufgehen zu ſehen, und manche nehmen eigens Urlaub, reißen ſich los von Weib und Kind, von Geſchäft und Dienſt, um die alte Erinnerung von Zeit zu Zeit zu erneuern. So langen ſie denn ſehnſüchtig oben an und begeben ſich, Männlein und Weiblein, junge Herrn und Fräulein, bei Zeiten zu Bette, mit einem ſtillen Seufzer zum Allerhöchſten, das hohe Steigen und die heutigen Athemloſigkeiten barmherzigſt zu erwägen und ihnen doch ja die Freude nicht

zu verderben. Am andern Morgen aber ſchlagen ſie erwartungsvoll die Augen auf und blicken, wenn es heiter geblieben, freudetrunken hinaus in die graue Welt, wo jetzt das große Spektakel losgehen wird.

Nicht Alle treffen vielleicht die rechte Stunde; wer aber im Hochſommer ſo um drei Uhr vor die Thüre tritt, der ſieht weit unter und um ſich ein ſeltſames Weſen. Da verliert ſich alles Land in derſelben graugrünen, düſtern Unendlichkeit der Wälder; ~~aber~~ alles was Menſchenhand hineingeſetzt, Wege und Stege, Kirchen und Schlöſſer, Dörfer und Städte, iſt vergraben in dem ungewiſſen Helldunkel der brechenden Nacht, und das Gebirge ſteht ehrfurchtgebietend da wie eine finſtere Mauer mit zerriſſenen Zinnen. Das Gewäſſer aber, der Ammerſee, die ungeheure Lache, die andern kleinen Binnenmeere, die ſchlängelnden Ströme dehnen ſich in bleifarbenem, märchenhaftem Glanze, ſcheinbar viel mächtiger, als am Tage. So weit das Auge reicht, nichts als bleiches Gewäſſer und wüſtes, dunkles Land. Man meint, am vierten Schöpfungsmorgen als Vorausgeſchaffener auf der Welt zu ſtehen. Wenn es aber beginnt zu tagen und die

feuerrothe Gluth im Osten in helles Gold übergeht, das die nahe Sonne verkündet, so ist es gar besonders schön wahrzunehmen, wie allmählig die Farben des gestrigen Tages zurückkehren, gleichwie bei weichender Ohnmacht die Röthe auf das menschliche Antlitz; wie die Augen der Gegend den matten, geisterhaften Glanz verlieren und ein frisches, blaues Leben gewinnen, und wie sich von dem dunkeln Einerlei der Wälder die verschiedenen Tinten der Flur ablösen; wie die grünen Auen, die goldgelben Kornfelder, die rothen Moore selbstständig werden. Wenn es so weit gediehen, tritt auch der Mensch auf; seine Dächer fangen an zu scheinen, die Dörfer bauen sich auf, die Dorfkirchen strecken ihre weißen Fingerchen zu Gott empor und der Morgenstern schenkt ihnen als Abschiedsgruß sein letztes Blinzeln. So ist es, da die alte Planetenleuchte noch unter dem Horizonte weilt, als wenn die Erde von inwendig heraus sich färbte und sich selbst erwärmte und Leben annähme. Endlich steigt die Sonne herrlich strahlend herauf und verleiht den verjüngten Farben der Erde den Glanz und die Kraft und die feuchte Lasur des Morgens.

Heute ist ein Feiertag und ein wunderschöner,

klarer Himmel. Die Kirchenglocken tönen aus den Wäldern herauf und die Landleute der Pfarrei klimmen rüſtig die Halden heran zum Hochamt, das bald beginnen wird. Während ein ſummender Hauſe vor den Kirchenpforten wartet, wandelt ein anderer durch den kleinen Friedhof, ſtill verloren über den Gräbern, die von Nelkenbüſchen duften, und eine gute Anzahl ſitzt in der Wirthsſtube und ſieht daſelbſt der Meſſe und der Predigt entgegen, die da kommen ſollen. Es liegt ein ſeliger Gottesfriede auf dieſer Höhe und auf dem ganzen weiten grünen Lande, das zu unſern Füßen liegt, und die Wälder wie die Berge ſcheinen in ſich ſelbſt verſunken den geweihten Tag mitzufeiern.

Nachgerade gehen wir auch in die Kirche, wo vom Chor herab die Jugend der Höhe in vollen Bergſtimmen die Meſſe ſingt und die Orgel ſich mit dem mächtigen Schall der Trompeten und Pauken feſtlich vereint. Das hat der Hörer dem jungen Lehrer zu verdanken, einem freundlichen Herrn und in mannigfacher Muſik wohl erfahren. Es iſt überraſchend, wie in dieſen Gegenden ſeit wenigen Jahren unter liebevoller Pflege des Lehrerſtandes ſich Bauernorcheſter bilden, die es bald

mit den ſtädtiſchen werden aufnehmen können. Ohne Mühe finden ſich Liebhaber für den Geſang, Andere laſſen ſich für die Saiteninſtrumente werben, aber vor Allem iſt die kriegeriſche Blechmuſik ihre Freude, und der nöthige Vorrath an Poſaunen, Hörnern und Trompeten wird mit ſchwerem Gelde, aber mit leichtem Herzen angekauft. Sofort werden Hochämter und Kirchenſtücke, dann Walzer und pompöſe Märſche eingeübt, und ſo wird man bald an Vorabenden großer Tage in der Stille der letzten Tagesſtunde den Hörnerſchall über wogende Kornfelder von einer Dorfflur in die andere durch's ganze Land vernehmen.

Noch am nämlichen Abend — vorausgreifend erzählen wir dieß — als im Steinkohlenwerke am Fuß des Berges der Steiger die Honoratioren der Gegend zum Beſuch geladen hatte und dieſe, aus den erleuchteten Stollen wieder an's Tageslicht zurückgekehrt, ſich im Fichtenhaine unter friſchgeſchaffener Laube zu leiblicher Erholung zuſammengeſetzt hatten, brach auf einmal aus dem Walde der Normamarſch hervor, ſo ſchön und voll geblaſen, daß die Herrn von Schongau und die anweſenden Kunſtkenner aus der Hauptſtadt laut

ihre Freude zu erkennen gaben und der Peißenberger Burſchenſchaft viele Achtung bezeigten. Und als ein anderes Beiſpiel, wie ſehr es ihnen am Herzen liegt, künſtleriſche Fertigkeit zu erlangen, getraue ich mir anzuführen, daß ich geſtern in der Abenddämmerung auf der Flur eines ſtillen Dörfchens einem minderjährigen Bauernjungen begegnete, welcher einſam, oder vielmehr nur von einem Möpschen begleitet, langſamen Schrittes den Wieſenrain auf und ab ging und dabei die Poſaune blies, faſt zappelnd in ſeinem Eifer ſich zu üben; mir wäre es bald darauf freilich lieber geweſen, er hätte ſich erboten, mir den Weg zu weiſen, denn ich verirrte mich der Dämmerung wegen gleich nachher im Sumpfe.

Nach dem Gottesdienſte ſammeln ſich die Leute vom Berge im Wirthshauſe und an der Kegelſtatt unter den Linden. Die Fremden geſellen ſich auch dazu oder gehen in's Pfarrhaus, das ſeit Menſchengedenken ſeine Pforten den Pilgern gaſtfreundlich öffnet, da das Wirthshaus, obgleich in den letzten Jahren etwas vorwärts gebracht, noch immer nur ſehr beſcheidenen Anforderungen entſpricht. Schöne Tage vergehen ſelten, ohne

daß neues Volk den Berg heraufſteigt. Manche davon bleiben auch wohl Tage lang da, froh der ſtillen, friedfertigen Atmoſphäre in der freien Höhe. So kommt die große Zeit des Sonnenuntergangs heran, weniger gefeiert als der Aufgang, aber deßwegen nicht weniger zu feiern, und darnach hat es ſchon manchmal ſehr vergnügte und denkenswerthe Abende gegeben, wie es die Reiſenden oft dankbar in das Fremdenbuch verzeichnet. Wenn andauerndes Regenwetter eintritt, iſt oft freilich Mühe und Müdigkeit und Keuchen umſonſt dahin gegeben; wer's aber abwarten will und nicht gar zu lange warten muß, der findet einſtweilen ſicherlich hinreichende Unterhaltung in dem beſagten Fremdenbuche des Pfarrhauſes.

Ein Fremdenbuch an ſo poetiſcher Stelle hoch über dem Hauch der Grüfte verliert ſeinen polizeilichen Charakter und wird gleichſam zu einer engliſchen Anlage, in der die köſtlichſten Blumen und die herrlichſten Blüthen nicken; aber die Blumen und die Blüthen ſind hingepflanzt mitten unter lächerliche Pagoden, unter boshafte Waſſerkünſte, pedantiſche Baumfriſuren und liebenswürdige Albernheiten. Das Ganze kann man ſich von allen Seiten mit

ſteifen Pappelalleen durchzogen denken, welche jene Beſucher bedeuten, die nur ſchlecht und recht ihren Namen und Charakter einſetzen, während unter dem Uebrigen natürlich jene verſtanden werden, welche auch einen „Gedanken" ſpendiren. Dem kalten, hartherzigen Verſtande nach dürfte freilich Jedem zu rathen ſeyn, letzteres zu unterlaſſen. Weiſe Männer thun es auch in der Regel; die großen Celebritäten, die europäiſchen Renommeen, die Kandidaten des Ordens pour le mérite drücken in ſtolzer Selbſtbeſchränkung ihren ewigen Hausbuchſtaben auf's Papier und gehen wieder bergab. Daſſelbe beobachten die untern Schichten, die Köchinnen, Stubenmädchen, die Kleinbürger und Landgerichtsſchreiber; nur der Mittelſtand verſpritzt ſein poetiſches Herzblut, um den Nachkommenden ein Vergnügen oder ſich ſelbſt lächerlich zu machen.

Der Mittelſtand hat überhaupt am meiſten Phyſiognomie in den Fremdenbüchern, und wenn er auch nur ſeinen Namenszug hier niederlegt, ſo gibt er ſich doch oft viel Mühe, ihn eigens zu coſtumiren. So ereignet es ſich häufig, daß er eine fremde Sprache wählt, und gleich auf dem letzten Dutzend Seiten finden ſich zwei Schneider

und zwei „Privatiere“ aus München, ein Profeſſor aus Ingolſtadt und ein Lehrer aus Aichach, welche ihre werthen Namen franzöſiſch eintrugen. Es iſt dieß eine ſehr zu entſchuldigende Halbmaske; bei den Schneidern iſt ja ohnedem Franzöſiſch noch die Hofſprache, und die andern haben durch dieſe leichte Verkleidung die Notiz ihrer Anweſenheit gewiſſermaßen zum Gemeingut unſeres Planeten gemacht, ſicherlich in der guten Meinung, den Berg dadurch an Bedeutſamkeit zu heben. Weiter rückwärts trifft man noch auf eine gebildete Geſellſchaft von vier oder fünf Münchener Etudiants en droit — lauter alltägliche deutſche Namen, lauter gute Bekannte, jetzt allbereits in Ehren und Würden, die ich aber an ihre Etudiantſchaft namentlich nicht erinnern will, hoffend, der Name ſey das einzige Franzöſiſche daran geweſen. Gymnaſiſten ſchreiben in der Regel lateiniſch und in der Regel nicht ohne Böcke. Ein merkwürdiges Beiſpiel von Frühreife gibt unter dieſen Jakob Spindler, Studiosus litterarum Kampodunensis, natus Tongae VI. Calendas Octobris 1830, der noch im ſelben Monate, wenige Tage nach ſeiner Geburt, den Berg beſuchte und dieſe lateiniſchen Worte eintrug.

Deutſche Lieutenants, welche in Griechenland geweſen, ſchreiben ihre Namen gerne griechiſch, die Griechen dagegen, die in München ſtudiren, die ihrigen aus Rache gewöhnlich deutſch. Die übrigen Ausländer bleiben bei ihrer Mutterſprache, nur ein einziger Engländer gab ſeinen Namen in der unſrigen; es iſt indeß zu bezweifeln, ob dieß ſein rechter war.

Den Uebergang von den kalten Namen zu den warmen Herzensergießungen bilden jene Einträge, wo der Etikette noch ein kleines, kurz abgeſtoßenes Schnörkelchen angefügt iſt, eine ſchwärmeriſche Interjection, ein ſprechender Athemzug einer wonnevollen Seele; als zum Beiſpiel: „Wunderſchön!“ — „Kein Schritt gereut!!“ oder auch: „Sehr luſtig geweſen!!! Treffliches Bier!!!!“ — beim Herrn Pfarrer nämlich, denn das im Wirthshauſe iſt keine Exclamation werth — u. ſ. w. Faſt komiſch wollt' es uns bedünken, wenn Mancher mit den beſtimmteſten Worten verſichert: — — „iſt auf dem Peißenberg geweſen;“ — — „hat den weltberühmten Peißenberg beſtiegen,“ obgleich am Ende nichts dahinter ſteckt, als ein beſcheidener und lobenswerther Sinn für Deutlichkeit, welcher der

Vermuthung entgegen arbeiten will, ſie ſeyen etwa daheim geblieben und das Fremdenbuch ihnen aus Gunſt in's Haus geſchickt worden.

Proſaiſche Gedanken finden ſich wenige, oder vielmehr ſehr viele, aber die meiſten ſind in Verſen. Ein Augsburger Commis weiht ſeinen Empfindungen zwei Zeilen franzöſiſcher Proſa, muß ſich aber von einem Nachkommenden korrigiren laſſen, weil er in ſein Gefühl fünf Sprachfehler hineingewoben hat. Ein Naturforſcher drückt den Wunſch aus, es möchten die Beſucher ihre naturhiſtoriſchen Beobachtungen in dem Buche niederlegen, und dieſem Anſinnen entgegengehend, macht einer der Nächſten das Phänomen aktenmäßig, er ſey im ſtärkſten Regen „patſchnaß" hier oben angelangt und vom gaſtfreundlichen Herrn Pfarrer mit friſcher Wäſche verſehen worden. In ähnlicher Weiſe wurde ſeitdem dem Wunſche häufig entſprochen, und der Forſcher hat jetzt eine reiche Auswahl von intereſſanten Naturbeobachtungen. Was metriſche Depoſiten betrifft, ſo wurden ehemals viele Geſchäfte in fremden Verſen gemacht, und Schillers „Auf den Bergen iſt Freiheit" u. ſ. w. war ehedem das Organ für eine große Anzahl von Emotionen,

die ob der übermäßigen Aufregung nicht zu eigenen Worten kommen konnten. Dieſe Reminiscenz hat übrigens nicht allenthalben befriedigt, und eine ſpätere Hand hat hie und da: „O du Papagei!“ oder ſo etwas darunter geſetzt. Einige Wanderer, welche weniger weitläufige Verſe anbrachten, ohne den Dichter zu citiren, vielleicht nicht ohne die Abſicht, ſie für eigene gelten zu laſſen, wurden dadurch bloßgeſtellt, daß eine fremde Hand mit mehreren koloſſalen Ausrufungszeichen den Autor beiſetzte. Bei andern ſcheint dieſe Anrufung des Verfaſſers gleichwohl eine Perſiflage zu ſeyn, wie denn z. B. „Jean Paul“ unter manchen Albernheiten ſteht, welche wir doch nie in demſelben geleſen zu haben uns erinnern. Dieſe Muthwilligkeit der Kritik hat übrigens den Originalproduktionen vielen Vorſchub geleiſtet, und ſeit mehreren Jahren behaupten letztere faſt ausſchließlich das Feld. So heißt es denn auch hier: „Singe, wem Geſang gegeben u. ſ. w.,“ und daß die Dichtkunſt bei uns nicht mehr zünftig iſt, geht ſchon daraus hervor, daß außer den gedruckten Dichtern auch Elementarlehrer, Kaplane, junge Philologen, Aſſeſſoren, Rentbeamte und ſogar

eine Gerichtsdienerswittwe etwas zurückgelaſſen haben.

Wir dürfen übrigens nicht verheimlichen, daß nichts überſehende, grimmige Recenſentenhände durch das Buch gehen, wenigſtens bis zum letzten Herbſte, ſo daß wir auf den Gedanken kommen, dieſe herbe Cenſur mit den Ferienreiſen der Studirenden in Verbindung zu bringen, wie denn auch in letzterer Zeit ein reiſender Herr aus Stuttgart und ein Profeſſor aus J., der viele Entzückung über „Schwangau, den göttlichen Punkt," und „Peißenberg, den göttlichen Punkt," genoſſen zu haben ſcheint, ſich zu ziemlich ſchlechten Verſen herbeigelaſſen haben, ohne bisher katechiſirt worden zu ſeyn.

Die neuere Sitte der Münchner und der Augsburger, den Eheſtand im Poſtwagen zu beginnen, iſt im zarten Duft ihrer Wirkungen auch hier leicht zu verfolgen. Wenn da ſchon auf jeder Station der Himmel friſch aufgeſchlagen wird, ſo culminirt der Flitterwochenjubel auf dieſer Höhe, wo es ſo bequem iſt für den erſten Raſttag. Da beſingt der junge Gatte, hoch aufjauchzend in bräutlicher Luſt, ſeine Neuvermählte und legt ihr, voll noch immer nicht geſtillter Sehnſucht, gereimte Myrthenkränze

um das Haupt, und ſie, die ſanfte, gute, mildert ſeine ſtürmende Hitze mit dem ſüßen Balſam eigener Reime. Eine dieſer jungen Liebenden hat dabei mit ſchüchterner, geſchämiger Hand ein anziehendes Factum conſtatirt durch den Beiſatz: „hier zum drittenmale — das heißt geweſen, nämlich zweimal ledigen Standes und einmal jetzo.“ Glückliche Gatten in ihrer Seligkeit dreitauſend vierhundert und ſiebzehn Fuß hoch über dem mittelländiſchen Meere — hoch und hehr über dem irdiſchen Jammerthal, doppelt glücklich durch Geſang und Liebe!

Doch ſchlagen wir das Buch zu, das vielleicht ſchon zu lange offen vor dem Leſer liegt; unſere Abſicht war, den Peißenberg und die Fernſicht von ſeinem Gipfel zu beſprechen und Andere zum Beſuch der ſchönen Höhe zu ermuntern. Schade iſt es, daß einer Anſammlung vieler Pilger die Umſtände ſo wenig günſtig ſind; denn es ließen ſich, wenn für größere Menge Unterkommen wäre, hier oben gar fröhliche Feſte feiern, zwiefach begeiſternd durch die reine Bergluft und den Blick auf das weite Land und die nahen Alpen. Johannisabend, wo die Feuer im Gebirge glänzen, würde ſich wohl gelegen bieten für einen ſolchen Freudentag in der

Höhe mit Liedern und Hörnerklang, und die Münchner wären wohl nicht ſchwer zu erbitten. Von da aus liegen die Wege offen in die bayeriſchen Berge, an den Bodenſee und in's Tyrol. Da könnten ſich alte Freunde wieder treffen und die Abſchiede genommen werden unter denen, die den Sommer im Gebirge verleben wollen, und den andern, die wieder heimwärts ziehen.

Unterdeſſen iſt's ein herrlicher Abend geworden, die Sonne geht feurig unter und verſpricht einen goldenen Morgen. Die Tyrolerhörner ragen prächtig herein über ihre bayeriſchen Vordermänner und ich denke mehr und mehr an die ſchönen Thäler, die zu ihren Füßen liegen. — Dorthin geht mein Weg; und voll freudiger Reiſeluſt, herrliche Berglandſchaften vor den Augen, herzerquickendes Jodeln in den Ohren, Meranertrauben vorgeſchmacklich auf der Zunge, etwas Tyrolerwein allbereits im Kopfe und etwas Gletſcherwaſſer ahnungsweiſe in den Strümpfen, biete ich meinen letzten Gruß von dieſſeits der Berge.

VII.

Frauenchiemsee.

Oh many are the beauteous isles,
Unknown to human eye,
That sleeping with the ocean smiles
In happy silence lie.
The ship may pass them in the night,
Nor the sailors know what a lovely sight
Is resting on the main.

Wilson.

Der Chiemsee, welcher zwischen den Strömen Inn und Salzach am Fuße der bayerischen Alpen liegt, war in frühern Zeiten, ehe das Königreich Bayern jenes Zünglein gegen die freie Inselstadt Lindau ausstreckte und so den Bodensee in seinen Bereich zog, die größte Wasserfläche des alten Herzogthums, und wurde darum billig das bayerische Meer genannt. In diesem schönen See sonnen sich drei stille Eilande. Das eine, umfangreichste, mit hohem Wald bewachsen und grün

von Triften, heißt Herrenwörth und führt ſeinen Namen von dem Mönchskloſter, deſſen mächtige Gebäude noch auf dem Grate prangen. Das andere war einſt frommen Nonnen eigen, heißt deßhalb Frauenwörth und trägt auch ein ſchönes Stift, das einſt 783 der Bojoarenherzog Thaſſilo gegründet. Das dritte Eiland endlich iſt keinerlei Geſchlechtes, wird die Krautinſel genannt und iſt die Gemüſekammer der rechts und links liegenden Inſeln.

Jene beiden klöſterlichen Gelände nun ſind die Lieblinge der umliegenden Lande geweſen ſeit den Zeiten, da das Chriſtenthum in den bojiſchen Wildniſſen zu leuchten begann; aber während die gottesfürchtigen Väter auf dem weiten Herrenwörth allein blieben mit ihrem Forſt und ihren Wieſen, ſiedelte ſich unter dem milden Krummſtab der frommen Aebtiſſinnen zu Frauenwörth ein ganzes Dörfchen an. Da liegen nun um einen Schopf von alten Linden, die vielleicht ein germaniſches Heiligthum geweſen, und um eine friſche Aue herum ein vierzig Häuschen idylliſcher, alpenmäßiger Bauart, bei deren Betrachtung ſich der Beſchauer die alten Träume von Hannchen oder

Käthchen wieder einfallen lassen kann, mit denen er einst als sechzehnjähriger Bräutigam unter solchem Giebel eine schöne wüste Insel bewohnen wollte.

Diese Fischerwohnungen mit breiten, hervorragenden Dächern und sehr anständigen Galerien, die um den ersten Stock laufen, stehen alle am Gestade unter Obstbäumen, so daß mancher rothbackige Apfel in dem Schilfe schwimmt, und sind mit allem möglichen malerischen Apparate umgeben. Die Fenster verbergen sich unter Weinlaub, auf den Gesimsen stehen Rosenstöcke, in der Anlage vor dem Hause blühen Sonnenblumen und Königskerzen, die hinter den ausgespannten Fischernetzen wie aus Käfigen hervorgucken. Maisfeldchen und Hopfengärtchen reichen bis an's Ufer, das hie und da mit grauen Marmorblöcken eingefaßt ist, auf denen die Ruder und ausgediente Schiffsschnäbel liegen. Der ganze Strand des schmalen Ländchens ist mit schwarzen Einbäumen gezeichnet, engen Fahrzeugen, die kunstlos aus einem Stücke alter Eichen gezimmert werden. Auf der südlichen Ecke dieses Eilandes steht das Stift, das, jetzt wieder stattlich erneuert, den frommen

Frauen herausgegeben worden, mit Garten und Hof und einem Münſter, deſſen Portal wohl ſo viele Jahrhunderte zählt als die Stiftung ſelbſt, höchſt merkwürdig in ſeiner hiſtoriſchen Geweihtheit, mit plumpen Säulen, die auf ſcheußlichen Löwenköpfen ſtehen, und mit einem Bogen, deſſen Ausſchnitt ſchnörkelhafte Verzierungen aufweist, deren unſymmetriſche Aermlichkeit faſt ein ernſtliches Mitleid mit dem uralten Meißel aufrühren möchte. In der Kirche ſelbſt iſt das Grabmal der heiligen Irmengard, welche aus karlingiſchem Geblüte und einſt Vorſteherin des Kloſters geweſen iſt. Auch andere große mittelalterliche Grabſteine ſind da zu ſehen, unter denen die ſeligen Aebtiſſinnen ruhen, oder auch etliche edle und veſte Ritter, die vordem dem Kloſter zugethan.

Auf dieſer Inſel nun empfängt den Gelandeten ein anſehnliches Brauhaus, heimlich, reinlich und billig, mit großer Gaſtſtube und großen Tiſchen, zwiſchen denen ein bejahrter Bierphilemon und ſeine ehrenwerthe Baucis gemüthlich ſchalten. Wer nun hier zu einem Trunke niederſitzt in der weiten Stube und dabei ein wenig um ſich ſchaut, dem kann ein ſchönes Handwerkſchild nicht entgehen,

das über einem jener Tiſche hängt und einer ehrſamen Zunft der Maler angehörig iſt. Darauf ſind zu ſehen die drei weißen Schilde im blauen Felde, das Wappen, das einſt „unſer lieber, beſonders theurer und fürtrefflicher Kaiſer Max I. dem Erzvater deutſcher Kunſt, Albrecht Dürern“ verliehen, umgeben von drei andern Wappenſchilden, nämlich unten von einem Bockglas im rothen Felde, ſo das Kneipzeichen der Münchner Maler, rechts von dem Münchner Mönche, leider auch im blauen Felde, wie ihn jetzt fälſchlich die Münchner malen, ſtatt im goldenen, wie es nach uraltem Herkommen ſeyn muß, und links von den Seeroſenblättern, dem Wappen von Frauenchiemſee; alles dieß umringt von gelb und ſchwarzem, wie weiß und grünem Laubwerk, was nach einer exegetiſchen Quelle, die wir bald benennen werden, das Bündniß und freundſchaftliche Vertragen bedeutet, ſo in alle Ewigkeit zwiſchen der Kneipe dieſer Inſel und der beſonders fürnehmen und belobten Mutterkneipe zu München in der Stadt beſtehen ſoll.

Auf der Rückſeite dieſes Handwerkſchildes iſt ferner das freundliche Gaſthaus Herrn Dumbſers

zu ſehen, und links davon ein magerer, ſiecher Geſelle, der auf gedachte Herberge melancholiſch zuſchreitet, und den die weiße Leinwandtafel, die er trägt, und der Farbenkaſten auf dem Rücken als einen Jünger der Kunſt bezeichnen — er iſt recht traurig anzuſchauen, der kümmerliche Junge! — wogegen auf der andern Seite ein dicker, vollwanſtiger Kumpan heraustritt, an den Zügen jenem wohl noch ähnlich, aber ſonſt ſo ganz verändert, herrlich geröthet im Geſichte, mit dem Anſtande, den eine gediegene, durchgenährte Leibesbeſchaffenheit dem Menſchen verleiht, und mit derſelben weißen Leinwandtafel unter'm Arme, die während der glücklichen Metamorphoſe, die ihr Beſitzer überſtanden, in aller Unſchuld fleckenlos geblieben iſt. Oben darüber ſteht:

Willt wiſſen, wie du lebſt in dieſem Haus?
So kommſt herein, ſo gehſt hinaus;

womit nicht unverſtändlich angedeutet werden ſoll, daß das fröhliche Leben und Speis und Trank im Innern der aufgemalten Herberge dem Leibe ſehr zuträglich, der Arbeit aber nicht ſo faſt förderlich ſey.

Mit dieſem Schilde nun hat es folgende Bewandtniß. Seitdem die Landſchafter zu München die früher ungeahnte Herrlichkeit der bayeriſchen Hochlande aufgedeckt haben, hat ſich in dieſen Bergen und an den ſchönen Seen, die zu ihren Füßen liegen, zur Sommerszeit ein ſehr regſames Leben eingeſtellt. Es ſind da Dörfer und Ortſchaften zu Ruhm und Anſehen gelangt, die man früher nie nennen gehört, und nach manchen Stellen iſt ein ſolcher Wallfahrtszug entſtanden, daß die ſchönen Häuſer mit den Schindeldächern kaum mehr ausreichen, um die pilgernden Naturfreunde zu beherbergen. Nun iſt aber das laute Treiben in den neu aufblühenden Badedörfern und Vergnügungsörtern im Gebirge den ſtillen Studien der Landſchaftmalerei etwas hinderlich befunden worden, und deßwegen haben ſich denn ſchon vor Jahren einzelne unſerer Strebſamen zuſammengeſchaart zu einſamer Beſchaulichkeit an traulichen Stätten, die etwas außer den betretenen Pfaden liegen, um dort ungeſtört ihrer Kunſt zu leben.

So iſt denn ſeit geraumer Zeit ein Sommerlager der Maler bei Brannenburg aufgeſchlagen, beim alten Schloſſe, das den Grafen von Preiſing

gehört, am Fuße ſchöner Alpen und in einer Vegetation, die in ihrer Ueppigkeit faſt ſüdlich anzuſehen iſt. Eine andere Villeggiatura, noch beſuchter faſt als jene, iſt aber auch ſeit manchem Sommer ſchon auf dem ſeeumfloſſenen Frauenwörth. Wo nun ſo viele Jünglinge und junge Männer zuſammen kommen, um ſorgenfrei der Natur ihre Schönheiten abzulauſchen, da gibt's nebenher auch viele heitere Tage, viele luſtige Abende, manches frohe Gelage und manche der Erinnerung werthe Feſtlichkeit; und ſo war es denn ein preiswürdiger Gedanke, die ſpäterkommenden Kunſtgenoſſen an die guten Tage der früher dageweſenen zu mahnen und ſie zu gleicher Lebensfreude aufzumuntern, was wohl das Ziel jenes ſchönen Schildes ſeyn dürfte, wobei denn nur der Scherz mit der weißen Tafel nicht zu ernſthaft genommen werden muß.

Allein die Sinnigkeit derer, die den Schild hier aufgehängt, hat es nicht dabei bewenden laſſen, ſondern zum fortlaufenden Commentar deſſelben auch eine Chronik gegründet, die ein höchſt merkwürdiges Aktenſtück iſt. Sie datirt zwar erſt von dieſem Jahre, und kann freilich nur von jetzt

an als zeitgemäßes Geſchichtsbuch der Herberge gelten, geht aber in ihrem Vorberichte bis zur Auffindung der Inſel, d. h. bis zur Zeit zurück, wo die erſten Maler hier den Fuß an's Land ſetzten, und führt die Hiſtorie ihres Sommerlebens in leichten Umriſſen bis auf unſere Tage herab. Es iſt dieß, abgeſehen von den zierlichen Illuſtrationen, die ihr beigefügt, eine ſehr anmuthige Lektüre; denn der geiſtreiche Chroniſt hat Menſchen und Begebenheiten von der heiterſten Seite aufgefaßt und ſie in dem naiven, kräftigen Tone des ältern deutſchen Styls, den er allenthalben mit feiner Sicherheit zu treffen wußte, behaglich verewigt. So erzählt er uns denn, wie im Jahre 1828 es ſich begeben, daß von München, der guten Stadt, „etlich gut und tapfere Geſellen ausgezogen auf ritterlich Fahrt und Ebenteuer, die ſich als ein Haupt und Führer auserkürt einen fürſichtig und werth Helden, und ihren Zug gericht gen Süd, allwo die Gebirg ſtehen und die großen Waſſer. Auf einem dieſer Waſſer habe ſich nun ein großer Wind und bös Wetter erhoben, in welch grauſendem Sturm jedoch der klug Anführer gar keck herumbgeſteuert und die Genoſſenſchaft

glücklich aus der Noth und Gefahr geleitet, bis sie auf ein groß Klipp oder Erdplatt in dem weiten Meer aufgetrieben." — „Nachdem das Unwetter," fährt die Chronik fort, „sich verzogen, und die Nebel von dannen, siehe da, so bemerkten die Gesellen ringsumb eine ungeheure Wasserfluth, der Chiemsee benambset, und der Ort, allwo sie saßen, was ein einöd Insel, grün bewachsen. Selbige Gegend war bewohnt von ein absonderlich Nation und wildfrembd Volk, so aber sehr duldsam und zuthulich sich gebärdet, nachdem ihm die Seehelden mehrere Stück Geld gezeigt, ihre Höhlen ihnen zur Herberge angewiesen, ihr roh Nahrung ihnen gebracht und sie überhaupt recht annehmlich traktirt han. Was massen es also kam, daß es denen Abentheurern hier baldig gut gefallen und sie länger verweilt sind, da die Landschaft gar lieblich anzusehen was und der keck Kapitano obendem entdecket, wie etzliche unter den Seevolkstöchterlein ihm gar gut gefallen möchten. So nahm die Insel ihren Anfang und kam zur Kenntniß der übrigen Erdtheil."

Im Verlaufe der Annalen werden nun neben den Begebenheiten und Thaten der Entdecker und

ihrer Nachfolger auch jene Namen aufbewahrt, die durch Einführung neuer Künſte oder ſchönerer Sitten ein Andenken verdient, und in der Chronik ſpuckt deßwegen unverkennbar ein beſcheidener Heroenkultus. So bemerkt ſie ad annum 1830, wie in dieſem Jahre der veſt und tapfere Ritter L** die edle Trinkkunſt allda eingeführt und kultiviret, während ad annum 1835 erwähnt wird, daß ein Hamburger Ritter „die ſchätzbare Erfindung der Beefſteaks von den Engländern anher gebracht, und die wild Köchinnen darin unterrichtet.“ Was weiter von andern Vorgängen berührt wird, hilft uns zur Ueberzeugung, daß auf der Inſel ſeit ihrer Entdeckung viel wonnigliche Tage vorübergegangen. Wir leſen: „1836 ward ein groß und mächtig Seefahrt und Völkerwanderung unter den Künſtlern angehoben auf die Inſel im Chiemſee. Im Weinmonat dieſes Jahres haben ſich ſechs-und-zwanzig eingefunden und Feſt und Spiel, ein prächtig Schießen angericht, ein Sacklaufen unter den Urvölkern, Luſtbarkeit, Mummenſchanz und fröhlich Weſen, ein eitel Pracht und Reichthum, daß kein Schreiber ſolches richtig darthun kann, aber in den Mährlein der Ein-

geborenen die Sage davon noch ausführlich erhalten ist." — Endlich berichtet die Chronik zu den Jahren 1838 und 40 von zwei Hochzeiten und luſtſam Beilagern, welche zwei der fahrenden Ritter mit ſchönen Meerfräulein, die ihnen ſchon bei der Entdeckung ſo lieblich in die Augen gefallen, ehrſam gefeiert haben, was denn ein erfreuliches Zeugniß ablegt, daß Sitten und Art der wilden Mädchen ſo abſchreckend nicht geweſen.

Auf dieſe geſchichtlichen Nachrichten folgt eine Urkunde, die die Aufſtellung des Herbergſchildes dokumentirt, und vernehmen läßt, „wie Engelbert Seibertz und Friedrich Lentner, allbeed Maler — letzterer aber auch Poet und Chronikſchreiber, wogegen wir dem erſtern das Plaſtiſche der Herbergsattribute verdanken — im Jahre des Herrn 1841 am Donnerſtage nach Frohnleichnam auf dieſe wunderbarlich ſchöne Inſel gekommen, allhier ihrer viel edlen Kunſt und ehrbaren Ergötzlichkeit zu pflegen." — „Weilen uns nun bewußt," heißt es weiter, „wie gar viel unſerer lieben Freund und Geſellen und ander werth Genoſſen unſeres Gewerbes hierorts ſich oftmalen und gern verweilt, und in dieſer guten Herberg in aller Maſſen

zufrieden, und gar wohl gepflegt gehauſet haben, ſo han wir obbenannte beede dieſe Wirthſchaft betracht als ein durch Gebrauch und Herkommen entſtandene Handwerkskneipe und darum uns fleißig bedacht, wie wir ihr als ſolcher ein Zeichen machen wollten, ihr und der edlen Kunſt zu Ehren und allen Gefreundten zu einer erbaulichen Luſt. So haben wir beſchloſſen, einen ſaubern Herbergſchild zu machen, wie ſolcher in allen Schenken ob den Tiſchen ehrſamer Zünfte zu finden iſt." — Sofort wird die Verfertigung des Schildes beſchrieben, die Bilder erklärt, endlich Nachricht gegeben von den Feierlichkeiten, die bei ſeiner Aufhängung ſtattgefunden haben.

Hierauf folgt ein ſchön Lied von der Inſel und ihrer Herrlichkeit, wie es Hans Sachs nicht hätte ſchöner machen können; und ein Verzeichniß der Maler, die ſeit der Entdeckung hier geweſen, faſt zweihundert an der Zahl, mit Vor-, Zu- und Kneipnamen, auch mit allerlei Symbolen und ſpaßhaften Randgloſſen, wobei denn an die ſpäter Kommenden die gereimte Aufforderung ergeht, einen guten Witz und ein friſches Bildlein einzuzeichnen. Damit endet die Arbeit des Chroniſten, und von

jetzt an ist die Geschichte der Ereignisse in der Malerkneipe auf Frauenchiemsee den jeweiligen Besuchern selbst überlassen, denen wir nur wünschen können, daß sie poetisch und plastisch in die Fußstapfen der frohsinnigen Stifter treten mögen.

Was nun das Sommerleben unserer Eilandsgäste betrifft, so ist dasselbe außer den großen Tagen, die bei verschiedenen Anlässen mit Spiel und Festlichkeiten gefeiert werden, ein sehr ruhiges und geräuschloses. Es liegt auch so eine Sonntagsstille über der Insel, daß man kaum etwas anderes hört, als Glockenklang, Nonnenchoral und Vogelsang. — Aber dabei hat sie eine wunderherrliche Lage in dem blauen See, der gegen das Flachland hin an schönen Hügeln sich verliert, während gegen Süden der Hochgern, der Kampen und die wilde Riß, die schauerlich geklüfteten Bergstöcke, mächtig aufsteigen, die nächsten in dem langen Kranz der Hochgebirge, der da im Gesichtskreise liegt. — So hat denn auch der See schon unter den Gästen seine begeisterten Freunde gefunden, und aus dem engen Malerstübchen, das in der Herberge für die Kunstgenossen eingerichtet worden, ist schon manches schöne Bild in die weite

Welt gegangen, als Zeugniß von den Reizen dieſes Erdenwinkels. Beſonders hat ſich Max Haushofer angelegen ſeyn laſſen, das ſtille Binnenmeer mit ſeinen Berggeſtaden in ſeinen wechſelnden Beleuchtungen uns vorzuführen und bald die ſchwere Schwüle des unbewölkten Sommermittags, die uns ſonſt gewöhnlich nur über Kornfeldern unter der Staffage von ein paar naiv gelagerten Schnitterinnen geboten wird, auf dieſer Waſſerfläche darzuſtellen, bald die feuchte Morgenluft oder den Glanz der Abendſonne, die ihre Strahlen über den See ſchießt und die Alpengipfel vergoldet.

Außer der Arbeit findet ſich aber wohl auch manch ſchöner Zeitvertreib. So wechſeln die Studien mit Spaziergängen ab, die allerdings gerne etwas kurz werden, da all die niedlichen Fiſcherhütten ſammt ihren Gärtchen und die hohen Kloſtermauern in einer Viertelſtunde leicht zu umgehen ſind. Mehr als ſolche Wanderungen wird aber die Schifffahrt gepflegt, und es gibt kaum ein Gewäſſer, wo es ſo luſtig wäre, Marine zu ſpielen, als der Chiemſee. Die Eingebornen freilich bedienten ſich bisher in ihren Einbäumen nur der Ruder und kannten die Wohlthat der Segel nicht;

aber wie ſie den menſchenfreundlichen Entdeckern die edle Trinkkunſt und die Bereitung der Beefſteaks bereits zu verdanken haben, ſo traten in dieſem Jahre zu jenen Segnungen auch noch die fruchtbringendſten Offenbarungen aus einer höhern Nautik. Ein alter Fiſcher wurde für die neue Idee gewonnen, und ſtellte in ſeinem Nachen einen rothen Maſtbaum auf, der früher eine Fahnenſtange geweſen, und als Raae befeſtigte er eine ſchöne Leiſte daran, an welcher zu Kloſterszeiten die Meßgewänder gehangen hatten. Dann nahm er ein altes Tiſchtuch und machte ein Segel daraus, deſſen Enden er mit Bindfaden ſeemänniſch zu richten lernte. Oben am Maſte endlich ſteckte er die weiß und blaue Flagge aus. So lag die fertige Schaluppe zwei Tage lang an ſeinem Haus vor Anker; denn es war eine ſonnige Windſtille eingetreten, und den lauten Vorurtheilen der ruderliebenden Inſulaner gegenüber war es wünſchenswerth, daß das erſte Wagniß günſtig ausfiele. Während dieſer beiden Tage hatten indeß die Herren viel zu kämpfen mit der übeln Stimmung, die der beſegelte Nachen aufgeregt. Die Fiſcher hießen ſie Viſionäre, und in ihren Hütten

gab es großes Gelächter über den alten, neuerungssüchtigen Handwerksgenossen. Am dritten Tage aber erhob sich ein stattlicher Westwind, und als sofort die seekundigen Recken in der alten Eiche mit dem geweihten Takelwerk unter pfeifendem Zephyr über die hohen Wogen dahinbrausten, mit mächtig geblähtem Segel und stolz flatterndem Wimpel, so schnell, daß sie in anderthalb Stunden vor Grabenstett einliefen, wohin die Andern dritthalb brauchen, da fanden sie bei ihrer Rückkehr die öffentliche Meinung auf dem Eilande ganz verändert. Das höhnische Lächeln war in ein fröhliches Erstaunen übergegangen, der bösliche Unglaube in anerkennende Bewunderung, und die neue Kunst scheint für alle Zeiten gesichert. Der alte Fischer, der dieß Abenteuer bestanden, erklärte, das habe er sich nie träumen lassen, daß er in seinem sechzigsten Jahre über den Chiemsee noch mit Segeln fahren würde, wie die auf dem Meere, und die wichtige Begebenheit wurde in der Chronik niedergelegt.

VIII.

Aus der Gegend von Reichenhall.

1. Die Landschaft.

Das Abendroth verglimmt, die Nacht fällt ein, die Tannen rauschen leise in schwarzer Schlucht, der Gießbach braust, die Berge steigen schauerlich empor zu finsterer Höhe; der Wanderer zieht müde seinen Weg, bis sich die Gegend öffnet und die Straße wieder heller wird und in's Freie führt. Da sieht er endlich ein freundliches Gasthaus schimmern mit hellerleuchteten Fenstern, in einer Wagenburg von Lastfuhren und Landkaleschen, während unter den Bäumen im Garten noch Windlichter brennen, bei denen späte Gäste zechen. Das ist das Kaitl*, eine halbe Stunde von Reichenhall,

* Mittlerweile ist das Kaitl in andere Hände übergegangen und damit soll sich vieles verändert haben.

welches dreimal unterſtrichen in meiner Brieftaſche ſtand. Hier wollen wir bleiben.

Es kann nicht leicht ein löblicheres Wirthshaus geben, als das Kaitl bei Reichenhall, welches ein weißes Gebäude mit grünen Jalouſieläden iſt, das am Eingange des Hochgebirges und am Ende des ſchönen Saalthales liegt und ſeinen eigenen Felſenſchopf hinter ſich hat, woran ſich die maleriſchen Kellerhäuſer der ſtädtiſchen Bräuherrn übereinander aufgeſtaffelt anlehnen. Gegen die Stadt zu grünen breite Auen, gegenüber dunkelt ein Buchenhain, ſchroffe Klippen bedeckend, hinter dem Hauſe ziehen Tannenwälder an den Abhängen hinauf, die zu den Höhen leiten, welche in vielfach ſeltſamen Hörnern den niedlichen Landſitz bedrängen und bedrohen. So iſt man halb im Thale, halb in den Alpen, zugleich an der Heerſtraße und zugleich in Waldeinſamkeit; Peitſchenknall tönt durch die Abendſtille, und die Heerdenglocken läuten in den Morgenſchlaf.

In der vollen Gaſtſtube hörſt du aus dem lauten Garten die Kugel rollen und die Kegel fallen; du gehſt in den Hof hinaus, und wenn du die nächſte Tanne bei den grünen Haaren

nimmſt, ſo kannſt du hinaufklimmen unaufgehalten bis in's ſtille Hochgebirge.

Vor dem Hauſe ſteht ein weiß und blauer Maibaum, der alljährlich mit friſchen Flaggen geſchmückt wird, und, wie geſagt, ein ſchattiger Ziergarten mit einer Kegelbahn, mit ſchönen Tulpenbeeten, mit Springbrunnen und einer faſt vornehmen Veranda, welche nicht allein die Reichenhaller ehren, ſondern auch die Bürger der k. k. Kreishauptſtadt Salzburg, die alle Sonntage herüber fahren, um das bayeriſche Bier mit ihrem eigenen zu vergleichen, welches auch nicht ſchlecht iſt. Dazu kommt noch, daß die junge Frau Wirthin ſich ſehr artig bezeigt, und die beiden Kellnerinnen gehören ſchon zu den ganz ſchönen. Die eine hat ein Antlitz im italieniſchen Geſchmacke, die andere aber herrliche blaue Augen und feine rothe Wangen, wie die Tyrolerinnen, obgleich ſie nur aus Lofer, ehemaligen Erzſtifts Salzburg, gebürtig. Das blonde Töchterlein iſt nicht minder hübſch; kurz, was ſo an jungem Frauenvolk an euch vorüber raſchelt, erſcheint Alles gar wohlgeſtalt und freundlich, ſo daß ihr billig über die ſeltſame Fügung euch verwundern müßt, daß hier auf einem Flecke ſo viel

Schönes zuſammengekommen, während es anderwärts oft ſo weit auseinander liegt. Außerdem iſt auch Speis und Trank ſehr billig, die Schlafſtuben ſind ſchmuck und hell, und das Lager weich und flaumig, kurz Alles ſo vortrefflich, daß ich's noch einmal ſagen muß, es gibt in dieſen Gegenden kein anmuthigeres Wirthshaus für den müden Reiſenden, als das des Herrn Puchner zum Kaitl; denn an Regentagen findet er geſprächsweiſe immer Unterhaltung, daß ihm die Zeit gewiß nicht lange wird, und die ſchönen Tage, wo man im Garten lieſt und träumt, ißt und trinkt, ſpielt und ſingt, die werden da zu wahren Feſten.

Geht man nun zeitenweiſe in die Stadt hinein, um die lieben Honoratioren zu beſuchen oder die Allgemeine Zeitung nachzuleſen, ſo ſieht man einen prächtigen Bergkeſſel um ſich, deſſen Wände aus den weiten Auen mächtig emporſteigen, während ſchöngeformte Hügel wie bewaldete Eilande aus der grünen Fläche dieſer Wieſen auftauchen. — Von den Bergen aber iſt der Staufen zu nennen, der hoch und ſteil zur Linken ſich aufthürmt und drei nackte Spitzen gen Himmel reckt — Tannenforſte bekleiden ſeine Ferſen, aber die Seiten

ſind kahl und dürr — und der Untersberg, der rieſenhafte, ſagenreiche, ehrwürdige, in deſſen unterirdiſchen Hallen Kaiſer Karl ſeine Tafelrunde hält. Zwiſchen dieſen beiden Bergen zieht die Saale in die Ebene hinaus, deren blaue Hügel ferne verſchwimmen; wer aber ihren Lauf mit den Blicken aufwärts verfolgen will, der ſieht zwiſchen andern Höhen durch auf die Reiteralm, die mit gerade abſchließender rother Stirnwand von ungeheurer Höhe in das Thal hereinbräut, wie ein Stück aus gigantiſcheren Welten.

In ſolcher erhabenen Umgebung liegt in tiefem Wieſengrund, von alten Weidenbäumen verdeckt, das Städtchen Reichenhall, das ſeinen Urſprung, ſeinen Namen und ſeinen Wohlſtand den reichen Salzquellen verdankt, die aus den Tiefen des Gruttenſteins unterirdiſch hervorbrechen. Die alten Salinengebäude ſind zwar vor mehreren Jahren abgebrannt und das halbe Städtchen mit ihnen; aber jetzt erheben ſich ſtatt der frühern Bürgerhäuſer lauter kleine Paläſte, und die Salzpfannen werden bald in die ſtolzen gothiſchen Gebäude verlegt, die, ein großes Viereck umſchließend, ſeit dem Brande neu errichtet wurden. Zu den Brunnen

kann man aber auch hinunterſteigen, und es iſt ein eigenes Wehen da unten in den unterirdiſchen Räumen, wo in labyrinthiſchen Schachten in ſchwarzer Finſterniß die ſauern Quellen rieſeln, die ſüßen Bäche rauſchen, die Räder gehen, die Druckwerke quirlen, ächzen und ſtöhnen, und dann Alles bald wieder ſo lautlos iſt, und nur die gewaltigen Arme der Maſchinen ſich in den engen Gängen neben einem hin und her ſchieben, ſo leicht und ruhig, daß man mit dem kleinen Finger Halt gebieten zu können vermeint, während ſie Eichen knicken würden. Wunderſam iſt es, daß bei den Salzbrunnen in dieſer Tiefe auch ein mächtiger ſüßer Bach entſpringt, der in einem langen Stollen in die Saale hinausflutet, und auf dem ein kleiner Nachen zu unterirdiſcher Schifffahrt einladet.

Von den ſauern Quellen haben einige über zwanzig Procent Salzgehalt, und dieſe werden gleich in die Pfannen geleitet und verſotten; die weniger ſalzreichen aber müſſen erſt auf die Gradirhäuſer gebracht und dort geſtärkt werden. Es ſind dieß unabſehbar lange hölzerne Gebäude, thurmhoch, an beiden Seiten offen, wo ſenkrechte Wände von Dornenreiſern aufgeſchichtet ſind bis

an das Dach. Unter dieſem läuft in langer Rinne das heraufgepumpte Salzwaſſer hin, welches dann auf die Dornen gelaſſen wird und an der ſtachlichten Fläche in Millionen Tropfen herunter träufelt. Dadurch verflüchtigen ſich viele wäſſrige Theile, die Flüſſigkeit kommt unten „ſudwürdig" an und wird von da in die Pfanne geleitet. O, laßt mich darin ein Bild des Lebens finden, denn ſo führt ja auch den Menſchen ſeine Möra zuerſt aus dem dunkeln Schachte der erſten Kinderjahre hinauf in die friſche luſtige Höhe der Jugend, worauf er dann durch die Dornen und Hecheln des Lebens herunterſtürzt, bis er, gereinigt von allen flüchtigen Theilen, als ſudwürdig in die große Pfanne der Ewigkeit eingeht.

Von andern merkwürdigen Dingen, die hierorts noch zu ſehen ſind, von den künſtlichen Schneidmühlen, von den Eiſenhämmern und den übrigen Einrichtungen, die zu dem ungeheuern Betrieb des Salzamtes gehören, von der großen Zahl der Beamten und Bedienſteten, ſo wie auch von dem luſtigen Leben derer von Reichenhall iſt hier nicht unſere Sache zu reden, vielmehr wenden wir uns wieder dem Kaitl zu, und gehen auf-

wärts auf der Straße in's Gebirg hinein. — Da ſteigen zunächſt hinter dem lieben Wirthshauſe zwei rings abgeſchnittene Felſenſtöcke auf, die vordem Ritterburgen trugen, welche eine lederne Brücke verbunden haben ſoll. Der eine ſteht gegen das Thal zu, der andere gegen das Gebirge. Auf die Kuppe des erſtern führt ein vielbetretener Weg unter dem grünen Dache der Buchen empor, und oben prangt St. Pankraz, die Kapelle, in einem Kranze ſchönbelaubter Bäume, mit freier Ausſicht auf das Thal von Reichenhall und die rieſigen Berghäupter, die darauf hinunterblicken, bis zur Feſte von Hohenſalzburg und noch darüber hinaus. Auf den zweiten Felsſtock, der von Natur völlig unzugänglich iſt, führt eine hölzerne Treppe hinauf. Oben ragen noch die Ruinen der Burg Karlſtein, ſchönes, altes, maleriſches Gemäuer mit Thorwegen, Thürmen und Schießſcharten, darinnen freie Wiesplätze, über welche ſchlanke Buchen ihre Schatten breiten, während Brombeerſtauden über die verfallenen Bruſtwehren kriechen. Am Fuße des Burgfelſens wohnt ſeit langen Zeiten in einem freundlichen Häuschen ein alter, treuherziger Revierförſter, der viele heimliche Liebe

hatte zu ſeinen Ruinen, und manchen mühſamen Tag darauf verwandte, den grünen Burghof auszuſchmücken und an den Mauern hin kleine Gärtchen anzulegen. So blühten bald Roſen und Tulpen und andere Zierblumen in dem alterthümlichen Geſteine; Jasminhecken überwölbten ſtille Ruheſitze, aus denen der Blick in's Thal hinunterfiel; die ſchattigſten Bäume umgab der Waidmann mit Bänken, zur beliebigen Wahl ſtellte er bewegliche Stühle in den Burghof, und für den kühlern Abend errichtete er ein Sommerhaus, das er künſtlich ausmalte. Was hätten ehedem die Ritterfräulein für Freude gehabt an dieſem ſchmucken Zwinger. — So hatte auch der Förſter die ſeinige, aber ſie dauerte nicht lange; denn da kamen bald die Fremden, für deren Vergnügen er ſich ſo viele Mühe gegeben, nahmen die Stühle und warfen ſie zu ihrem Ergötzen in den Abgrund, brachen die Bänke ab und thaten mit ihnen deßgleichen, fielen über die Blumenbeete her und verwüſteten ſie, riſſen die Thüre aus dem Sommerhaus und zerſchlugen die Fenſter, ſo daß jetzt neben den ſteinernen Ruinen auch eine hölzerne ſteht und von den übrigen Anlagen nichts mehr zu ſehen iſt. —

Es liegt noch mehr Vandalismus in der deutschen Nation, als man sich im Allgemeinen zugesteht. — Seitdem steigt der Förster nur noch mit Wehmuth hinauf in das mittelalterliche Schloß, das ihn ehedem so heimlich angelacht hatte.

Tief unten am Fuße der Felsen von St. Pankraz und von Karlstein zieht im Walde die Straße hin, die dann oben am Thumsee vorübergeht. Das ist ein grünes, unergründlich tiefes Gewässer, um welches hohe Berge sich lagern, steil abfallend in die spiegelnde Tiefe. Nur auf dem andern Ufer stehen auf stillen Matten zwei einsame Bauerhäuser. Man sieht nirgends hinaus in's Freie, in keine Ebene, in kein Thal. Es ist ein eigenes Gefühl, am Abend den See entlang zu gehen, wenn die letzten Sonnenstrahlen auf die Zinnen des Karlstein fallen und dann allmählig die Alpengipfel rosenroth werden, wenn weiße Schleier über dem Gewässer zu wallen anfangen und die Tannen schweigend in die Höhe starren und der See leise an das Gestade schlägt. Wenn da die Mädchen in den Bauerhäusern drüben singen, so meint man die Wasserniren herüber zu hören über den See, und am Karlstein sieht man im Mondscheine geister-

haſte Schatten wandeln. Die lärmende Welt ſcheint ſo unendlich ferne zu ſeyn, obgleich das Kaitl nur eine Viertelſtunde weiter unten liegt. 'S iſt etwas ſchauerlich in der Dämmerung an dieſem kleinen Thumſee und faſt zu wundern, daß es keine Sagen darüber gibt.

Von da an geht die Straße in den Bergen fort, bis ſie nach mehreren Stunden erſt wieder in's Traunſteiner Hügelland hinaustritt. Vom Thumſee weg iſt aber in der That kaum ein Schritt zu thun, der nicht ſeine eigenthümliche Schönheit mit ſich brächte. Die Straße zieht ſich an den Halden hin, ſorgfältig eingemauert, oft aus dem Felſen gehauen — unten im Abgrund ein rauſchender Bach, deſſen ſilberner Faden hin und wieder durch die dunkeln Forſte heraufblitzt — und kommt dann zu den Brunnhäuſern im Neſſelgraben, wo der Wanderer ſtaunend in die Schlucht hinunterblickt, die da mit Krautgärten, mit eingerahmten Wiesplätzen und kleinen weißen Gebäuden ausgeziert iſt, welche durch ſeltſame Treppengänge von vielen hundert Stufen mit einander verbunden ſind. Weiter oben erheben ſich links und rechts die Felſen in ſenkrechter rother Wand

zu ſchauerlicher Höhe, und in lange zu verfolgender Zeil kommt hier aus tiefem Thale die Straße von Tyrol herauf; die andere aber zieht immer höher hinauf, immer weiter in die Berge, allenthalben von eiſernen Röhren begleitet, in welchen die Soole läuft. Da nämlich die Ergiebigkeit der Brunnen zu Reichenhall und des Salzberges zu Berchtesgaden ſo unermeßlich iſt, daß alle die Forſte dieſer waldigen Bergländer nicht hinreichen, die Maſſe betriebsgemäß zu verſieden, ſo geht ein Theil des Salzwaſſers in künſtlicher Leitung über Berg und Thal in andere Gegenden, nach Traunſtein und Roſenheim, um in den dortigen Pfannen verſotten zu werden. So mußte ſich denn dieſer Leitung zu Liebe die gigantiſche Natur allenthalben einſchneiden, aushauen und zurichten laſſen, und die alma mater, die Salinenadminiſtration, hat hier manches Römerwerk erbaut. Da gibt es Tunnels, Teufelsbrücken, Waſſerklauſen, Straßenſtrecken, die hoch am Berge hinlaufen, während ihre gemauerten Grundlagen unten im Abgrunde ruhen, und bald auf einzelnſtehenden Felsſchöpfen, bald in engen Schluchten neben und unter der Straße die weißen Brunnhäuſer, wo

die salzige Najade gastfreundlich aufgenommen und mit dem besten Drucke wieder weiter entsendet wird. So haben Menschenhände überall kleine Ornamente in dieser Gegend verstreut, was aber nicht verhindert, daß dieser Straßenzug einer der wildesten und schönsten ist, die man sehen kann.

So viel von der Landschaft um Reichenhall. Wer weiter geht gegen Süden, gelangt in drei Stunden in das Gebiet der ehemaligen Probstei von Berchtesgaden, wo der zweizackige Watzmann thront mit ewigem Eise in seinem Schooße, der vorderste in einem Tagereisen langen Lager von unersteiglichen Berghörnern und Meilen weiten Schneefeldern, an dessen Fuß jener Königssee liegt, der in seiner grausen Schönheit den nervenschwachen Reisenden fast zu erhaben dünkt. Gegen Osten geht die Straße nach der alten Römerstadt Salzburg, gegen Westen zieht eine andere in's Salzachthal und in's Tyrol; zuerst zum kaiserlichen Dorfe Unken, wo in einem Seitenthale rechts zwei Stunden von der Heerstraße, in der Schwarzbachklamm, vor einigen Jahren ein neues Wunder entdeckt worden ist, das jetzt schon keiner, der des Weges ist, mehr unbesucht läßt. Es hat da

nämlich in wilder Felſenſchlucht ein ſchmaler Alpenbach ſich durch den Berg, der ſich ihm entgegenſtellte, ein Rinnſal gefreſſen, ſo daß er jetzt auf dem Boden eines ungeheuern Doms ſchäumend dahinrauſcht. Er mag Jahrtauſende dazu gebraucht haben, aber nun hat er auch ein Bett, wie kaum ein anderer ſeines gleichen. Es herrſcht da eine halbe Finſterniß in dem über hundert Fuß hohen Stollen, denn die Seitenwände verſchränken ſich meiſt der Art, daß der Tag nicht hereinſchaut; wo man aber aufwärts ſehen kann, geht der Blick in's Grüne, ſtatt in's Blaue, da die Buchen, die in der Höhe oben am Rand des Abgrunds ſtehen, den engen Spalt mit ihren Zweigen überdecken. Innerhalb aber ſtarren ſeltſame ſteinerne Naſen und Buckel, Rippen und Rückenſtücke entgegen, und der Bach hat mit ſeinem naſſen Zünglein alles ſo ſauber abgeleckt, die Linien zeichnen ſich ſo weich und glatt in dem röthlich grauen Felſen, daß wenig Einbildungskraft dazu gehört, um ſich verſteinerte Gliedmaßen alter Rieſen vorzuſtellen. So geht's eine halbe Viertelſtunde in den Eingeweiden der Erde fort, und wer ein lautes Wort ausruft, dem antwortet ein tauſendſtimmiges gewitterndes Echo.

Aber auch außer dem iſt dieſe Landſchaft überreich an allerlei Merkwürdigkeiten. Die Burg von Karlſtein haben wir ſchon erwähnt; es ſind ihrer aber noch mehrere. Am Fuße des Staufen liegt Staufeneck, das Schloß, über der Stadt Grüttenſtein die Veſte, weiter gegen den Untersberg zu auf waldiger Höhe die Ruine von Pleyen, dem Sitz der alten Hallgrafen. Andere Burgen ſind theils verſchwunden, theils nur noch in Trümmern erkennbar. Nicht weit von Reichenhall an der Straße nach Salzburg ſteht das Münſter von St. Zeno mit herrlichem byzantiniſchem Portal und einem uralten Kreuzgang. Zu Non in der Kapelle iſt ein gothiſcher Altar, trefflich in Holz geſchnitzt, und in der Gmain, einem öſterreichiſchen Dorfe, eine halbe Stunde von der Stadt, ſind in der Kirche ſechs ſchöne altdeutſche Gemälde zu ſehen vom Jahr 1499. Weiter gegen Salzburg zu liegt die Walſerhaide, auf welcher der dürre Birnbaum ſteht, der ſo berufen iſt in der deutſchen Sage. Er wird einſt wieder blühen, und dann wird Kaiſer Karl mit ſeinen Mannen aus dem Untersberg kommen und hier die ungeheure Schlacht ſchlagen, welche Deutſchland wieder groß und herrlich machen

ſoll, und an dieſem Tage wird der Kurfürſt von Bayern ſeinen Wappenſchild an jenen Baum hängen und „Niemand wird verſtehen können, was dieß zu bedeuten habe.“

Salzburgs Wunder, römiſche und deutſche, von Natur oder Kunſt geſchaffene, ſind wohl überall bekannt. In Berchtesgaden ſteht ebenfalls noch ein altergraues Stift, nach byzantiniſcher Kunſt erbaut im Jahr 1122; vieler anderer denkwürdigen Dinge, die hier herum gefunden werden, zu geſchweigen, wenn ſie auch den Geologen und Botaniker mehr anſprechen würden als Alles, was wir hier erzählt. — Sowohl für den ſchlichten Wanderer, der nur ſchauen mag, als für den gelehrten Meiſter, der unterſuchen will, für den Liebhaber alter Sagen wie für den Geſchichtsfreund iſt hier reiche Ernte zu finden; und im ganzen deutſchen Reiche liegen wohl nicht drei ſo anziehende, ſo ſchöne, ſo großartige Gebiete nebeneinander, als die von Reichenhall, Salzburg und Berchtesgaden.

2. Die Sagen.

Die Gegend von Reichenhall iſt klaſſiſch für die deutſche Sage. In Reichenhall im Dienſt des Stadtſchreibers ſtand Lazarus Aigner, oder Gitſchner, der an Mariä Geburt im Jahre 1529 von einem Mönche in den Untersberg geführt wurde, alle ſeine unterirdiſchen Herrlichkeiten, auch den Kaiſer Karl ſah und glücklich wieder an die Oberwelt und zum Stadtſchreiber zurückkam. Hernach hat er ſeine wunderſame Fahrt beſchrieben und den Bericht davon fünfunddreißig Jahre ſpäter veröffentlicht. Er iſt in der Gegend noch in einzelnen hochgehaltenen Abſchriften vorhanden, auch ſchon ein- oder das anderemal gedruckt worden, und zuletzt hat uns den Text abermals Profeſſor Maßmann gegeben in einem ſehr leſenswerthen Heftchen, das im Jahre 1831 unter dem Titel: „Der Untersberg bei Salzburg“ zu München herauskam.

Als ich einmal im Kaitlgarten am ſpäten Tage mit dem wackern Förſter, der da ſeinen Abendtrunk einzunehmen pflegt, über dieſe Dinge ſprach, empfahl er mir einen ehrengeachteten Mann der

Gegend, der viele ſolche Sagen — Lügen nannt' er ſie — zu erzählen wiſſe, und ſeine Freude haben würde, einen gläubigen Zuhörer zu finden; denn es gehe ihm nachgerade ziemlich ſchlecht mit ſeinen Geſchichten, weil ſie der Zehnte nicht mehr hören wolle. Dieſer ſchätzbare Freund alter Sagen iſt der Salinenbrunnenwärter Joſeph Schweiger, den man den Seebühler heißt, weil ſeine Brunnwarte auf einem waldigen Bühel am Thumſee liegt. So erging denn die Einladung an ihn, ſich Sonntags früh im Kaitlgarten einzufinden, und als er kam, ſetzten wir uns — es war ein warmer Sommertag — unter einen Kaſtanienbaum zu Bier und Brod; er fing an zu erzählen, und ich hörte zu.

Der Seebühler iſt ein Mann von neunundfünfzig Jahren, mit einem ſchöngefärbten, heitern Geſicht, in welches ſchlichte weiße Haare hineinhängen. Er kann ordentlich ſchreiben und leſen, und ſpricht dabei die altbayeriſche Mundart in voller Reinheit. Die Worte rinnen ihm geläufig von der Zunge, und zuweilen bringt er einen guten Scherz an. Außer ſeinem Gedächtniß hat er keine Behelfe für ſeine Erzählungen. Das neu erſchie-

uene Büchlein von Maßmann kennt er nicht, obwohl er ältere geſehen hat; dagegen behauptet er, vor Jahren eine Handſchrift vom Untersberg beſeſſen zu haben, die ein Stadtſchreiberſohn von Reichenhall — wohl Niemand anders, als obiger Lazarus Aigner — verfaßt, gar ausführlich und ſchön zu leſen, worin bei weitem mehr geſtanden, als in den gedruckten Büchern. Dieſe habe er aber, auf's Dringendſte angegangen, einmal einem Lieutenant vom Leibregiment zu München mitgegeben und ſie nicht mehr zurückerhalten, was er ſehr bedaure. Insbeſondere ſey die Handſchrift reich geweſen an Prophezeihungen über einreißende böſe Zeiten, und habe namentlich enthalten, daß mit kommenden Jahren Jeder allein und für ſich aus ſeinem Kruge trinken und Einer dem Andern um ſeinen Biſſen neidig ſeyn werde, was auch nach und nach ſo eingetroffen. In ſeiner Jugend aber habe, wenn ein angeſehener Bauersmann in's Wirthshaus gekommen, die Wirthin, die nun ſchon wußte, daß es große Geſellſchaft geben werde, gleich die Tiſche zuſammengeſchoben, und bald ſey die Runde voll geweſen, weil Jeder den Andern lieb hatte und gern bei ihm war.

Maaskrüge wurden aufgeſtellt und eine Schürze voll Brod über den Tiſch hineingeworfen; jeder Vorübergehende ſprach freundlich ein, und zuletzt wurde die Zeche gemeinſchaftlich berichtigt und die ſpäter Gekommenen ließen ſich's nie nehmen, gerade ſo viel zu zahlen, als die frühern Gäſte, Alles in gemüthlicher Einigkeit und aus nachbarſchaftlichem Wohlwollen. — Ferner habe die Handſchrift allerlei gewußt von den Pfiffen, womit die Obrigkeit den ungelehrten Landmann bedrücke, worüber man ſich jetzt freilich nicht mehr gar ſo ſehr beklagen könne; und endlich habe ſie geweiſſagt, wenn einmal die Mannsbilder rothe Hüte tragen würden, werde ein großes Verderben nicht mehr ferne ſeyn, weßwegen es denn unter den Sagenfeſten in Reichenhall keinen kleinen Schrecken verurſacht, als vor mehreren Jahren ein junger Metzgerknecht mit einem roſenrothen Seidenhut von der Münchner Dult nach Hauſe gekommen.

Mit der alten Sage vom Untersberg war der Seebühler alſo ſehr vertraut; da ſie aber unſere Leſer wohl ſchon kennen, oder ſie in den deutſchen Sagen der Grimme oder in Profeſſor Maßmanns Büchlein nachleſen mögen, ſo erwähnen wir nichts

davon, ſondern erzählen unſerm Gewährsmann nur ein paar andere darauf bezügliche Geſchichten nach, zum Zeichen, daß dieſe Sage noch bis in unſere Tage herein an den dunkeln Halden des mährchenhaften Berges und in den Thälern, die zu ſeinen finſtern Höhen hinauf blicken, wohnhaft iſt, und daß ſie dieſelben Spucke, welche die Vorvordern erlebt, auch noch die Zeitgenoſſen gerne erleben läßt.

Der Seebühler ſpricht alſo: „Vor nicht gar vielen Jahren trafen zufällig ſieben Holzknechte und drei Reichenhaller in der Früh um vier Uhr auf dem Untersberg zuſammen, alle Willens, nach Salzburg zu gehen. Als ſie ſo mit einander fortwanderten, kam auf dem ſchmalen Fußwege ein Zug ſchwarzer Männchen daher, Paar und Paar, gegen vierhundert an der Zahl, ſämmtlich gleich gekleidet, zwei Trommelſchläger und zwei Pfeifer voran. Die Männchen marſchirten rüſtig vorüber, ohne ſich irgend um die Zuſchauer zu bekümmern, zogen dann um eine Felſenecke und waren nicht mehr zu erfragen. Hat Krieg bedeutet.“

Es iſt eine alte Geſchichte, daß die Untersberger zu Zeiten um Mitternacht ausziehen, um

in den Kirchen der Gegend Gottesdienſt zu halten. Das hat der Mönch ſchon dem Lazarus Aigner geſagt und ihm die unterirdiſchen Gänge gezeigt, durch die ſie gehen, auch hat er dieſen ſelbſt mitgenommen nach St. Bartholomä hinten am Königsſee. — So erzählt denn auch der Seebühler, es ſeyen einmal ſein Vater und ihrer zwei andere vom Thumſee bei Nachtzeit mit einander nach Berchtesgaden gegangen, Wildpret zu ſchießen. Außerhalb Reichenhall ſeyen ſie bei der Kirche von St. Peter und Paul, die jetzt niedergeriſſen, vorübergekommen, gerade als es zwölf Uhr geſchlagen. Alsbald haben ſie die Kirchenfenſter hell erleuchtet, und als ſie hinaufgeklettert, die ganze Kirche voll ſchwarzer Leute geſehen, jeder mit einem Lichte und Alle in tiefer Andacht. Der geiſtliche Herr habe das Hochamt gehalten, ganz feierlich, und die Orgel und die volle Muſik wunderſchön dazu geſpielt. — Im Dom zu Salzburg halten die Untersberger ebenfalls gern ihre Aemter, ferner zu St. Bartholomä und zu Berchtesgaden in der Probſtei; aber auch zu St. Zeno, in der Gmain und im Stift zu Högelwörth ſieht man öfter um Mitternacht die Kirche erleuchtet und

hört Orgel und Muſik. Ja, als der Seebühler einmal nach St. Salvator bei Prien am Chiemſee kam, erzählte ihm die Meßnerin das nämliche von ihrer Kirche. Er ſtellte ſich unglaubig und disputirte, aber die Meßnerin ſagte, es ſeyen Nachbarsleute genug dabei geweſen, und haben alle die Kirche erleuchtet und voll ſchwarzer Männchen geſehen, auch die Orgel und andere Inſtrumente gehört. Die Thür habe ſich verſchloſſen gezeigt und der Schlüſſel nicht aufgemacht. Nun könne er nicht anders denken, als dieß ſeyen auch die Untersberger geweſen, obgleich ſie einen weiten Weg hätten bis St. Salvator.

Das Meiſte, was wir hier wiedergeben, iſt durch die Ausſagen glaubwürdiger Perſonen gewährleiſtet; denn es war dazumal ein großes Kegelſchieben im Kaitlgarten, und als die Landleute den Seebühler ſahen, kamen ſie nacheinander herbei, um zuzuhorchen, und beſtätigten oder berichtigten, je nach den Geſchichten, die jeder kannte, die Angaben des Brunnenwärters.

Der Seebühler erzählt weiter: „Vor Zeiten kam einmal ein Jägerburſch in den Untersberg und blieb ein Jahr lang darinnen. Als er wieder

herausging, hörte er in der Gmain zur Kirche läuten und ein kleines Mädchen ſagte ihm, daß ein Seelengottesdienſt gehalten werde für einen Jäger, der vor'm Jahr auf dem Berge verloren gegangen ſey. Darauf begab er ſich in die Kirche, kniete vor das Speiſegitter, und als es Zeit zum Opfer war, ſtand er zuerſt auf und ging voran. Nun erkannten ihn erſt ſeine Verwandten und Befreundeten und verwunderten ſich gar ſehr, daß der mit dem Opfer ging, für deſſen arme Seele ſie den Trauergottesdienſt hatten halten laſſen. Der Jäger hat's aber nur dem Erzbiſchof von Salzburg erzählt, und ſonſt Niemanden, wo er geweſen und was er erlebt, ſtarb übrigens ſchon ein Vierteljahr darnach." — Die nämliche Geſchichte ſteht in Profeſſor Maßmanns Büchlein, aber ohne den ſchönen Zug, daß der Jäger ſelbſt den Opfergang anführte. Er heißt da übrigens Michael Holzegger und die Begebenheit wird in's Jahr 1738 verlegt.

Weiter erzählt der Seebühler: „Es iſt noch nicht ſo gar lange her, ſo kam Sebaſtian Fletſcher, Scheuerbauer zu Fagen, an den Untersberg und ſah da an einem Felſen lange Goldzacken herunter-

hängen. Er verſuchte, etwas davon abzuſprengen, aber da ſie mit der Hand nicht loszubrechen waren, ſo ging er nach Hauſe, um eine Hacke zu holen, legte aber vorher noch einen großen Steinhaufen zuſammen unter den Felſen hin, um die Stelle nicht zu verfehlen. Als er mit der Hacke wieder zurückkam, fand er zwar den Steinhaufen, aber die Goldzacken waren nirgends mehr zu erſchauen.“ Der Seebühler hat den Mann ſelbſt gekannt und ſich die Sache von ihm erzählen laſſen, meint auch, ähnliche Fälle ſeyen öfter ſchon vorgekommen.

Die Untersberger ſind übrigens eine gutthätige, menſchenfreundliche Nation, immer ſchwarz gekleidet, und etwas kleiner Statur. Sie laſſen ſich noch jetzt zuweilen ſehen, obgleich nicht mehr ſo häufig, als in frühern Zeiten. Doch gewahrte einmal der Bernerbauer vom See in der Frühe drei Untersberger, die am Brünnlein bei der Seebühelbrücke unterhalb des Wegkreuzes tranken, ſchlich ſich auch leiſe hinzu und wollte ſie fangen, hatte aber, als er ſie zu packen meinte, nichts in den Händen und die Männlein waren verſchwunden.

So viel von dieſem Berge. Näher bei Reichenhall finden ſich noch andere Mähren, die ſich

zunächſt an die Weidwieſen, jene ſchönen Auen, die vom Kaitl bis zur Stadt den Thalgrund einnehmen, an den Karlſtein und an jene Stelle knüpfen, wo zwiſchen himmelhohen ſchroffen Felſenwänden die Straßen von Unken und von Traunſtein ſich vereinigen, und welche die Wegſcheid heißt. Der Seebühler erzählt alſo weiter: „In den Jahren 1782 und 1783 ging in hieſiger Gegend viel Gerede von dem Weidwieſenweiblein. Es war dieß ein ganz winziges Weiblein mit ſchwarzem Gewande und mit einem kleinen Tiegel in der Hand, in welchem ein Lämpchen brannte. Das Geſicht ſah man nicht, man meinte eher, ſie hätte keines, denn ein großer Hut lag ganz flach auf ihren Schultern. Wenn nun die Leute bei Nacht über die Weidwieſen nach Hauſe gingen, ſo war oft auf einmal, und ohne daß man ſehen konnte, woher es gekommen, das Weidwieſenweiblein da, ging nebenher und leuchtete ihnen. Dieß that ſie meiſtens recht getreulich und zuverläſſig, zuweilen aber, wenn es ihr ſo ankam, führte ſie die Leute an ganz abgelegene Oerter, wo ſie gar nicht hin wollten, ließ ſie da ſtehen und war nicht mehr zu erſchreien. Sie ſprach nichts, und doch

hatte Niemand einen Schrecken vor ihr, vielmehr kam es allen so vor, als wenn es so seyn müßte, gab ihr auch Niemand einen Dank für ihre Begleitung. Einmal aber zerbrach einem Fuhrmann in finsterer Nacht beim Kalkofen ein Rad, und da stand plötzlich das Weiblein neben ihm und leuchtete mit einem Lämpchen. Dem Fuhrmann war dieß ein großer Trost und er sagte deßwegen „tausend Dank." Darüber sprach das Weiblein voller Freuden: „hätte an einem Dank schon genug gehabt; jetzt sieht mich Niemand mehr," und war verschwunden. Hatte auch ganz recht, denn von dieser Stund' an hat sie Niemand mehr gesehen."

Vom Karlstein geht die Sage, es sey da in alten Zeiten ein schönes Fräulein aufgewachsen, Gisela mit Namen, die der Vater einem fremden Rittersmann zur Ehe geben wollen, der ihm einmal auswärts einen Dienst erwiesen. Sie habe aber einen Herrn aus der Gegend lieb gehabt, und da der Vater gleichwohl auf jener Heirath hart bestanden, so habe sie sich am Hochzeittage über den Burgfelsen herabgestürzt. Seit der Zeit ist es nicht mehr geheuer in dieser Gegend und auf der Burg.

Der Seebühler weiß davon Folgendes: „Als noch der alte Ferchl Revierförſter, oder, wie es damals hieß, Holzſchaffner war und im Jägerhaus unter dem Karlſtein wohnte, fand er jedesmal, ſo oft er in die Burg hinaufkam, einen Rupertigroſchen. Den durft' er nun zwar aufheben, aber ſobald er ihn aufgehoben, mußte er ſich ungeſäumt davon machen. Zuerſt begann es nämlich Sand auf ihn zu werfen, dann flogen kleine Steine, und dann immer größere und größere, ſo daß es ihm oftmals lebensgefährlich bedünkte, obgleich er nie getroffen wurde. Auch das Burgfräulein wird noch hie und da geſehen.

Vom Thumſee erzählt man weiter nichts, als daß ein großer Fiſch darinnen ſein Weſen treibe, der ſich nicht fangen laſſe. Das iſt im Grunde ein unpoetiſcher Bewohner dieſer feuchten Herrlichkeit. Ich fragte wohl nach Waſſerniren, wollte aber Niemand etwas davon gehört haben. Deſto reichlicher ſpuckts oben an der Wegſcheid, in dieſer ungethümen Bergſchlucht. Man ſpricht da ſeit undenklichen Zeiten von einem Wegſcheidweiblein, und behauptet nicht ohne Wahrſcheinlichkeit, es ſey dieſelbe Giſela, die ſich einſt vom Karlſtein herab-

gestürzt. Manche haben sie an der Wegscheid sitzen sehen, oder daherum winseln gehört; überhaupt ist dieser Engpaß sehr verrufen und der Seebühler erzählt davon unter anderm Nachstehendes:

„Ein Schneidersſohn von Unken ging einmal mit seinem großen Fanghunde bei Mondenschein über die Wegscheid. Da sieht er plötzlich einen schwarzen Mann neben sich, der in gleichem Schritt und Tritt mit ihm geht, aber kein Wort spricht. Der Fanghund voll Schrecken läuft auf der Stelle davon. Der Schneidersſohn zieht Messer und Gabel aus seiner Hosentasche und bewehrt sich damit, traut sich aber vor Entsetzen nicht, den Schwarzen anzureden. Dieser blieb auf der Säumerbrücke stehen — der Schneidersſohn aber kam todtenbleich, Messer und Gabel noch krampfhaft in den Fäusten haltend, in's Wirthshaus zu Schnagelreit, und nahm Nachtherberge daselbst, wollte auch um tausend Gulden nicht mehr weiter gehen. Wäre eine sehr einfache Geschichte — sagte der Seebühler — man könnte denken, es hätt' ihn einer erschrecken wollen, wenn nur der Hund nicht davon gelaufen wäre, aber wo es umgeht, laufen die Hunde am allererſten davon, auch die größten."

„Etwas anderes Seltſames hat ſich vor zehn, zwölf Jahren mit dem Knecht im Kaitl, Lenzl Niederberger zugetragen. Dieſer war nämlich auf Vorſpann geweſen, und ritt mit ſeinen zwei Pferden bei hellem Mittag über den Allerſeelenbühel nahe an der Wegſcheid heimwärts. Da ſtürzt auf einmal ein langer, dicker Baumſtamm, oben und unten abgeſägt, aus dem Gebüſch heraus auf die Straße und ſchickt ſich an, ihm nachzukugeln. Der Niederberger ſchlug nun kurzen Trab an, aber auch der Baumſtamm beeilte ſich, und als jener hielt oder langſam ritt, that es ihm auch der Baumſtamm nach, alſo daß er immer eine Spanne hinter den Pferden daherkollerte. Dieß kam dem Lenzl gar zu abſichtlich vor, und da er einen Spuck vermuthete, auch jählings einen Schrecken fühlte, ſo ſprengte er im Galopp den Berg hinab bis in's Kaitl, wobei er den Baumſtamm noch lange in wilder Haſt hinter ſich drein jagen hörte. Gleich darauf ging er mit den andern Knechten hinaus, um nachzuſpüren, konnte aber von dem Baumſtamm nichts mehr ſehen.“

An der Wegſcheid thut es auch oft bei Nachtzeit vom Felſen herab grauenvolle Schreie, aber

ſo arg war es ſeit Menſchengedenken nicht, wie im Jahr 1831. Damals hörte man in dieſer Gegend ein jämmerliches Winſeln und Heulen von den höchſten Wänden herunter, welches gegen vierzehn Tage ſich vernehmen ließ und zu keiner Stunde des Tages oder der Nacht verſtummte. Endlich hat ſich der Brunnenwärter vom Neſſelgraben aufgemacht, um in den Bergen oben umzuſehen, woher das Winſeln käme. — Als er aber auf den höchſten Matten ſich befunden, mußt' er wahrnehmen, daß daſſelbe nicht aus dieſer Gegend, ſondern gerade unter ihm aus den Klüften der Wand hervordringe, wo ſie am ſteilſten abſchießt, ſo daß ſich keine Gemſe da halten kann. Er verwundert ſich höchlich, erachtet es aber zu gefährlich, den Laut weiter zu verfolgen, und begab ſich demnach unverrichteter Dinge wieder bergabwärts. Nun kam aber der Kreuzer von Helmbach, ein muthiger Bergſteiger von den beſten, der ſeine Schafe ſuchte, dieſes Weges, und als er von dem Andern den Hergang gehört, bedachte er ſich, dem Abenteuer nachzugehen; legte alſo ſeine Joppe und ſeinen Hut ab, kletterte mit äußerſter Gefahr ſeines Lebens, was keiner glauben möchte, der die Wand

betrachtet, durch die Schrunden auf den Ort zu, woher das Winseln kam, und sah da ein uraltes, zusammengehocktes Weiblein in einer Felsenspalte sitzen, so zu winseln fortfuhr und auf seine Fragen, wie sie um Gotteswillen an diesen Ort gekommen, keinerlei Antwort gab, vielmehr mit den dürren Händen ihm geradewegs in's Gesicht fahren wollte. Hierauf hat sie der Kreuzer ohne Umstände herausgerissen und mit sich zu gehen gezwungen, was sie gleichwohl ganz sichern Trittes that. So kam er mit ihr wieder auf die Matte, wo er seine Joppe und seinen Hut niedergelegt, und bückte sich nach diesen und zog sie wieder an. Als er sich nun aber nach dem Weiblein umdrehte, war dasselbe verschwunden, und konnte von ihm trotz alles Suchens daherum nicht mehr gefunden werden. Jetzt kam aber auch das ganze Ding dem Kreuzer nicht mehr geheuer vor, vielmehr erfaßte ihn ein jähes Grauen, also daß er mühselig nach Hause kam und eine Woche krank lag vom Schrecken.

Selbigen Tages ist das Weiblein noch bei dem Bauern am See gesehen worden, wo sie sich auf die Bank vor der Hausthüre setzte. Die Bäuerin gab ihr einen „Krapfen", erhielt aber keinen Dank

dafür und auch keine Antwort auf die Fragen, die sie ihr stellte. Gleich darauf saß sie unten am Kaitl auf der Sommerbank, erhielt eine Rudel, gab aber auch kein Wort von sich, sondern nur ein leises, unverständliches Flüstern. Das Winseln wurde von diesem Tage an nicht mehr gehört, das Weiblein aber auch in der ganzen Gegend nicht mehr erkundet. Es wird aber dieses Weiblein von denen, die es gesehen, übereinstimmend als ein kleines Mütterlein beschrieben, von uraltem Gesichtchen mit vielen hundert Fältchen darin, übrigens im Anzuge recht reinlich und sauber, aber ganz altmodisch. Sie hatte auf dem Kopf ein schwarzes Häubchen mit schmalem schwarzem Pelzbräm, das fast bis auf die Augen hereinging; ein rothes Corsett von älterem Schnitte, als man sich erinnern kann, mit ganz langen Schößen auf dem Rücken, ein blaues Schürzchen und schwarzes Röcklein."

Die Geschichte scheint sehr beglaubigt, wie sie aber erklärt werden müsse, ist schwer zu sagen. Der Seebühler ist keiner andern Meinung, als daß das alte Mütterlein jenes Burgfräulein Gisela, will sagen das Wegscheidweiblein gewesen, welches

ſich einmal wieder in der Nachbarſchaft habe ſichtlich melden wollen. Der Förſter will das natürlich nicht annehmen, und hält ſie vielmehr für eine Frau aus Welſchland, welche auf einer Reiſe durch irgend einen Zufall von ihren Angehörigen getrennt worden; wie ſie aber in jenen, nur dem Kreuzer zugänglichen Felſenſpalt gerathen, weiß er auch nicht zu enträthſeln.

Hiemit wäre denn ſo ziemlich alles wiedergegeben, was wir an authentiſchen Sagen aus der Gegend von Reichenhall zu ſammeln Gelegenheit hatten.

Es ſoll nun aber noch zum Schluſſe eine andere Erzählung aus dem Munde des Seebühlers folgen, welche allerdings nicht in dieſer Gegend ſpielt, aber deſſenungeachtet, da ſie ſehr anmuthig klingt, nicht verſchwiegen werden darf. Sie lautet:

„Zwei Jahre vor der theuren Zeit ſtarb in Feldwies, einem Dorf am Chiemſee, der Weber, und hinterließ in ſeinem kleinen Hauſe zwei Söhne und zwei Töchter, ſämmtlich erwachſen und ganz rechtſchaffen. Dieſe lebten nun im Frieden auf dem väterlichen Anweſen, widerfuhr ihnen auch nichts Seltſames, bis ſich die Sterbezeit ihres

Vaters etwa zu jähren anfing. Da hörten ſie nun einmal gegen Mittag im obern Stocke ein Winſeln, den zweiten Tag wurde gehaſpelt, am dritten aber vernahmen ſie ein völliges Geräuſch, wie wenn Jemand am Webſtuhl ſäße und arbeitete. Am vierten Tage gab es gar Muſik, Clarinett und Querpfeife, die überaus ſchön zuſammenſpielten, und am fünften kamen noch ein paar Inſtrumente dazu, die ſie früher nie und nirgends gehört zu haben ſich erinnerten. Wenn nun die Weberkinder, wie ſie es jedesmal thaten, in den oberen Stock hinaufgingen, um nachzuſehen, ſo war Alles ſtill, kaum waren ſie aber wieder in der Wohnſtube, ſo fiel die Muſik von Neuem ein, und dauerte bis gegen zwei Uhr Nachmittags. Die Weberkinder hatten nun zwar keine ſonderliche Furcht oder Beſchwerde darob, da die Muſik nur bei Tag verlautete, und gar ſchön und heimlich klang; weil ihnen aber, wenn ſie es erzählten, die Nachbarsleute nicht glauben wollten, ſo luden ſie auf den ſechsten Tag mehrere Befreundete beiderlei Geſchlechtes ein, damit ſie ſich ſelbſt überzeugen ſollten. Dieſe fanden ſich nun alle zuſammen, und da ſie bei guter Zeit gekommen waren,

ſo fielen ſie darauf, ein wohlfeiles Kartenſpiel zu machen, um ſo mehr, als ſie wohl dachten, ſie würden umſonſt zu warten haben. Nun ſpielten ſie aber nicht lange, ſo ließ ſich die Muſik hören, vollſtändiger noch, als Tags zuvor, mit Trompeten und Pauken und allen Inſtrumenten, ſo ſchön, daß ſie Alle ſagten, nie ihres Lebens hätten ſie herrlichere Muſik gehört, wurde aber zuletzt ſo ſtark, daß ſie gar nicht mehr ſpielen konnten. So gingen ſie ſämmtlich miteinander hinauf unter das Dach, ſuchten jeden Winkel aus, konnten aber nichts Unheimliches entdecken. Während ſie hinaufſtiegen, war die Muſik ſchnell eingeſchlafen, kaum aber waren ſie wieder unten, ſo brach ſie abermals los, wie vorher. Nun ſagte Einer, man ſolle im Kalender nachſehen, was heute für ein Tag ſey, und da dieß geſchah, ſo fand ſich, daß es der Sterbetag des Vaters war, woraus ſie denn leicht abnehmen konnten, weß Urſprungs die Muſik ſeyn möchte. Von dieſem Tage aber nahm der Spuck wieder ab, in gleicher Weiſe wie er zugenommen und endete am fünften mit einem leiſen Winſeln, wurde auch ſpäterhin nie mehr etwas gehört."

Dieſe Geſchichten nun erzählen der Seebühler und ſeine Altersgenoſſen einfach, treuherzig und ohne alle Zweifelei. Sie mäckeln nicht daran und ſcheinen wenigſtens geneigt, ſie in ſo lange für wahr zu halten, bis ihnen das Gegentheil bewieſen wird. Die Leute mittlern Alters vermeiden es, ſich entſchieden über ihre Glaubwürdigkeit auszuſprechen, die reifere Schuljugend aber lacht dazu ganz unverholen. Der halbe Unglaube der Einen und das Lachen der Andern ficht aber den Seebühler ebenſo wenig an, als wenn ihn die junge Frau Kaitlwirthin das „Lugenhaferl" nennt, was man zu hochdeutſch etwa mit „Lügentöpfchen" wiedergeben könnte. Er hält feſt an der Wahrheit ſeiner Erzählungen, und glaubt dabei um ſo unbefangener zu erſcheinen, als er ſelbſt gerne etliche Geſchichten hören läßt, in denen das anſcheinend Geſpenſterhafte entweder von einem Schwanke ausging, oder in einen ſolchen endete, und die ſomit als vollgültige Zeugniſſe für ſeine uneingenommene Beurtheilungskraft gelten müſſen. Wir laſſen auch dieſe mitkommen, um dem Leſer Alles vorzulegen, was wir dem intereſſanten Manne verdanken.

Derſelbe erzählt alſo: „Vor etwa fünfzehn

Jahren lebte im aufgehobenen Stifte zu Högelwörth ein Förſter, der ſein Quartier in einem Zimmer des obern Stocks genommen, welches vorwärts die Ausſicht in's Freie und auf die Landſchaft, rückwärts aber eine Thüre hatte, die unmittelbar auf den Muſikchor der Stiftskirche führte. In dieſes Zimmer lud er nun einmal an ſeinem Namenstage mehrere gute Freunde zum Abendtrunke ein und zechte mit ihnen in hoher Fröhlichkeit bis gegen Mitternacht, ſo daß ſie um dieſe Zeit alle etwas weniges betrunken ſeyn mochten. In ſolchem Zuſtande kam nun einem der Geladenen, der ein Schullehrer war, der abenteuerliche Gedanke, auf der Orgel der Stiftskirche ein päar Stücke aufzuſpielen, und der Einfall gefiel den Andern dermaßen, daß ſie alſogleich die Thüre öffneten und mit Lichtern auf den Chor hinauszogen. Der Organiſt hob nun etliche angenehme Weiſen an, und die Andern ſangen dazu aus vollen Kehlen ſtark und wild in die leere, finſtere Kirche hinunter und ſetzten das ſchaurige Vergnügen wohl eine Stunde lang fort. Am andern Tage hieß es in der ganzen Gegend, die Untersberger ſeyen wieder da geweſen und hätten in der

Kirche zu Högelwörth um Mitternacht Hochamt gehalten."

Einer andern ebenso natürlichen Erklärung ging ein Spuck entgegen, der sich zu den Zeiten, als der Seebühler noch jung war, zu Non, beim Maritzenbauern zeigte. „Dieser Bauer hatte in seiner Küche eine große Hühnersteige, in der es einmal des Nachts grausig herzugehen anfing. Die Hähne und die Hühner fuhren alle gegeneinander auf und an die Decke, schlugen mit den Flügeln auf das wildeste um sich und verübten größeres Gefluder und unsinnigeres Geschrei, als man seit Jahrhunderten in einer Hühnersteige bei Reichenhall gewahrt hatte."

„Der Maritzenbauer erhebt sich von seinem Lager, zündet Licht an und geht nachzusehen, findet aber, als er in die Küche kommt, durchaus nichts Verdächtiges, vielmehr war das sämmtliche Geflügel in der Steige wieder ganz ruhig und sittsam, gleich als hätte sich vorher gar nichts ereignet. So sucht er also wieder sein Bett auf, ist aber kaum aus der Küche, als der Unfug von Neuem angeht. Schaut also nochmal nach und findet wieder nichts. Geht mit ein paar wackern Flüchen ins Bett und

läßt die andern ihren Krawall fortmachen, der auch nicht eher ein Ende hatte, als bis der Tag anbrach. Am Morgen ſchaut der Maritzenbauer mit ſeinen guten Augen wohl zehnmal in die Hühnerſteige, läßt auch ſeine Frau, die Maritzenbäurin, hineinſchauen, können aber beide nichts darinnen ſehen, als ihr eigenes wohlbekanntes Geflügel. Nichts deſtoweniger geht in der nächſten Nacht das Unweſen von Neuem los und mit ihm auch die Unruhe in dem Schlafgemache der Bauersleute. Da nun das eifrigſte Nachſehen und Unterſuchen wieder umſonſt war, ſo geht denn der Maritzenbauer andern Tags ins Stift zu St. Zeno, um ſich bei den geiſtlichen Herrn Raths zu erholen. Dieſe hielten den Fall nicht für ſchwierig, gaben ihm geweihtes Salz und andere geiſtliche Hausmittel mit, welche der Bauer auch vorſchriftsmäßig anwendete und eine ruhige Nacht hoffte. Nun war er aber nach dem Gebetläuten nicht ſobald eingeſchlafen, als in der Hühnerſteige das ſchrecklichſte Getöſe anhob, ſchlimmer als je, ſo daß ihm faſt angſt wurde, wenigſtens ſo weit, daß er nicht mehr aufſtehen wollte, ſondern lieber ruhig zuhörte, wie die Hühner fortrumorten, welches ſie denn auch

ohne merkliche Unterbrechung bis zur Morgenröthe thaten. Andern Tags begab ſich nun der Maritzenbauer wieder zu den geiſtlichen Herren von St. Zeno, ſagte ihnen trutzig, die Mittel ſeyen nichts nutz geweſen, möchten ihm beſſere geben, oder ſelber kommen, denn es müſſe eine böſe Hexerei vorhanden ſeyn. So wurde alſo einer von den Chorherren abgeſandt, und dieſer entſchied nach erhobenem Augenſchein, man müſſe die ganze Steige wegreißen, anders gebe es keinen Frieden. Es legten demnach der Maritzenbauer und die Bäuerin, obwohl ungern, Hand ans Werk, rißen die Steige ein und entdeckten alsbald hinter dem Hahnenkamm, wie man den breiten Pflock nennt, welcher den Hühnern zum beliebigen Aufſitzen dient, einen jugendlichen Igel, welchen er, der Erzähler, der Herr Seebühler ſelbſt aus nachbarlicher Bosheit dahin verlegt hatte, um dem Maritzenbauer, der gar ein lächerlicher Kauz, voll Geſpenſterfurcht und Hexenglauben geweſen, einen Poſſen anzuhängen. Der Igel aber hatte ſich, obwohl nicht beſonders abgerichtet, meiſterlich benommen, maßen er bei Tag und wenn Licht kam, ſich hinter dem Hahnenkamm verbarg, bei Nacht aber luſtig heraustrollte,

um mit dem Hühnervolk fangens zu ſpielen, woraus denn, da dieſe dem ſtachlichten Geſellen überall auszukommen ſuchten, jene entſetzlichen Umtriebe in der Hühnerſteige entſtanden, die dem Maritzenbauer ſo viel Mühe und Plage gemacht. — Die Geſchichte war einigen Leuten ſehr verdrießlich, andere aber lachten noch lange Zeit darüber."

Kommt noch eine Geſchichte der Art, die gar ſchön verläuft.

„An einem warmen Maiabend ſtieg vor mehreren Jahren Jungfrau Maria * * aus Reichenhall zu St. Pankraz hinauf, in feierlichſter Stimmung. Ihr Hochzeittag ſtand bevor, der Abſchied von ihren Eltern, ihren Befreundeten, ihren trauten Bergen, denn ihr Verlobter war weit draußen angeſeſſen in der Ebene. So pflog ſie noch einmal voll wehmüthiger Rührung ihrer Andacht in der kleinen Kapelle, und als ſie wieder herausgetreten war, ſah ſie mit feuchten Augen hinunter in das grüne Thal ihrer Vaterſtadt, wo ſie die fröhlichen Jahre ihrer Jugend verlebt hatte, die nun zu Ende gingen, um nie mehr wieder zu kommen."

„Dabei fiel ihr Blick auch auf das alte Gemäuer des Karlſteins, wo einſt die Reichenhaller

im ſchönen Sommer oft mit Bierfäßchen und Muſik aufgezogen waren, feſtliche Abende zu begehen, in den Tagen, als die Bänke und die Lauben noch beſtanden, die der Herr Förſter vordem gepflanzt. Im ſtillen Schauen kam es ihr an, auch zur verfallenen Burg noch einmal empor zu klimmen, um dort vergangener Freuden zu gedenken."

„So ſtieg ſie alſo von St. Pankraz herab und den Burgfelſen hinan und trat in die grauen Mauern, ließ ſich unter einer Buche nieder, nahm eine Wieſenblume und zerpflückte ſie in tiefen Träumen. — Als ſie aber wieder einmal aufblickte gegen das Thor zu, ſah ſie ein ſchwarzes Frauenbild, hoch und edel, bleichen, geiſterhaften Antlitzes, über dem Geſteine langſam daher ſchweben und den Zeigefinger warnend emporheben. Maria ſchaute, glaubte das Burgfräulein zu ſehen, hatte einen jähen Schreck und fiel halb ohnmächtig an die Buche zurück. Als ſie ſich wieder erholt, war die Geſtalt verſchwunden, ſie aber fühlte ſich unbaß, wankte mühſam den Burgfelſen hinunter, ging nach Hauſe und lag vierzehn Tage krank, ſo daß die Hochzeit verſchoben werden mußte, was dem ſehnſüchtigen Bräutigam ſehr ſchmerzlich dünkte."

„Am ſelben Tage und vielleicht zur ſelben Stunde kam ein anderes Mädchen, welches Kathi hieß, aus ihrem Kämmerlein in's Freie, um ſich in der Abendluft zu zerſtreuen. Man erzählt, ihr Groß-vater ſey kurz vorher eines ſchnellen Todes ver-blichen und ſie habe ſich den guten alten Herrn ſobald nicht aus dem Sinne ſchlagen können. So ging ſie alſo in ihrer Trauer einſam in der Au und bedachte ſich nebenher, daß es wohl zu ihrer Er-heiterung dienen möchte, wenn ſie den Karlſtein beſtiege, um oben der freien Ausſicht froh zu wer-den. Deßwegen nahm ſie ihren Weg gegen den Burgfelſen, kletterte dann friſch die hölzerne Treppe hinauf und ſchritt durch den verfallenen Thorweg in den ſchattigen Hof. Hier aber that ſie plötzlich einen lauten Schrei, denn ſie ſah unter einer Buche das Burgfräulein ſitzen, weiß gekleidet, wie es in unheimlicher Ruhe mit einer Wieſenblume ſpielte. Kathi wollte zuſammenſinken in ihrer Angſt, raffte ſich jedoch glücklich wieder auf, ſtürzte in hals-brechenden Sätzen die Treppe hinunter, lief nach Hauſe und legte ſich in's Bett, welches ſie vor vierzehn Tagen nicht mehr verließ, ſo ſehr hatte ihr der Schrecken zugeſetzt."

„Die Begebenheit machte Aufſehen in der Gegend. Die ältern Leute fanden darin eine willkommene Beſtätigung jener Sagen von dem Burgfräulein, die man ihnen ſo oft belächelt hatte, die jüngern wurden ſtutzig und weniger freigebig mit ihren Spöttereien, die denn doch einer durch zwei unverwerfliche Zeugen beglaubigten Thatſache gegenüber ziemlich viel von ihrer Berechtigung eingebüßt zu haben ſchienen. Die Mädchen aber fanden bei aller Langweile des Krankenlagers jede einen Troſt in der Erſcheinung, die, wie ſie alsbald hörten, der andern geworden war; denn dieſes Zuſammentreffen allein war es, was ſie vor den Verdächtigungen der Reichenhaller Freigeiſter rettete und den Vorwurf eines lächerlichen Selbſtbetrugs von ihnen nahm. Vorher ſchon Freundinnen, konnten ſie nun kaum mehr den Augenblick erwarten, wo ſie die Erſcheinung mit einander beſprechen und ihre Gefühle dabei einander ſchildern könnten, und als er endlich gekommen war, fielen ſie mit dem Adel einer höhern Würde, wie zwei durch den Verkehr mit einer hereinragenden Geiſterwelt geweihte Prieſter in die jungfräulichen Arme.“

„Darauf ſetzten ſie ſich vertraulichſt zuſammen; nachdem Krankheit und Geneſung kurz beredet war, begann Marie zu fragen: „Aber ſag nur, Kathi, wie hat denn dein Burgfräulein ausgeſehen?“

„O, es hatte etwas Geiſterhaftes,“ erwiederte die Freundin, „es war ganz ſchneeweiß angezogen.“

„Schneeweiß angezogen?“

„Ja, und ſaß unter einer Buche.“

„Unter einer Buche?“

„Ja, und hatte eine Blume in der Hand.“

„Eine Blume in der Hand?“

„Ja, und dabei hatte es den eiſigen, fürchterlichen Blick und das bleiche, ſchauerige Geſicht, wie es die Geſpenſter haben.“

„Laß gut ſeyn, Kathi,“ ſagte Marie mit unverkennbarer Gereiztheit; „du haſt dir wohl nicht die Zeit genommen, es genauer anzuſehen. Alſo ſchneeweiß, unter einer Buche, eine Blume in der Hand? Nein! liebe Kathi,“ fuhr das Mädchen fort, allen Aerger aufgebend, und griff der Freundin ſchmeichelnd an das Kinn, „nimm's nicht übel, aber ich glaube ſchier, ich war dein Burgfräulein. Ich war damals weiß angezogen, ich ſaß unter

der Buche, ich ſpielte mit einer Blume — ja, ich bin dir erſchienen!"

„Meinſt?" fragte Kathi langgezogen, und wagte es beſchämt kaum mehr, der Freundin in die treuen Augen zu ſchauen. „Möglich wär's ja; aber wie ſah denn dein Geſpenſt aus?"

„Ja, das hatte ſchon die rechte Farbe, war ganz ſchwarz von Kopf zu Fuß, hatte ſo eine kleine Taſche an der Seite, wie die Ritterfräulein ſie trugen, und auf dem Haupte etwas Glänzendes wie eine Riegelhaube, aber ganz anders, und kam zum Burgthor herein ganz erhaben, und" —

„O du lieber Gott!" fiel Kathi ein, „das war ja ich! Ich war ſchwarz gekleidet, weil der Großvater geſtorben, ich hatte meine neue Stricktaſche bei mir und auf dem Kopfe etwas Glänzendes, das gar leicht einer Riegelhaube gleich ſehen konnte, weil es wirklich eine war, und dann kam ich auch vom Burgthor herein und ging langſam vorwärts, bis du mir erſchienſt, worauf ich zuvörderſt einen Schrei that und dann ſchleunigſt wieder umkehrte."

Marie ſenkte erröthend die Wimpern; Kathi aber reichte ihr die Hand; ſie blickten ſich lächelnd

in die Augen und gelobten sich ewiges Stillschweigen. Es scheint dieses aber nicht ganz unverbrüchlich gehalten worden zu seyn, denn sonst hätte der Seebühler die Geschichte nicht erzählen können.

Damit sind wir fertig. Es fragt sich, ob in der Gegend von Reichenhall irgend Jemand mehr von solchen Dingen weiß, als der Seebühler; aber im Berchtesgadener Gebiet auf dem Ochsenpoint am Untersberg lebt ein Bauer, der den Kaiser Karl bereits fünfmal gesehen hat. Heuer war er nicht zu Hause, als ich mich da aufhielt, aber nächstes Frühjahr soll ich ihm vorgestellt werden. Wie freu' ich mich auf den Trefflichen!

Nachträglich können wir bemerken, daß des Seebühlers Erzählungen nicht viel mythologischen Inhalt haben. Es sind theils lose Anhängsel der Untersberger Sagen, theils neuere Bildungen des poetischen Triebes im Volke. Nun die Geschichte von dem Weidwiesenweiblein, welches auf den Dank des Fuhrmanns verschwindet, erinnert deutlich an die seltsame Eigenheit der Wald- und

Bergmännlein, daß ſie durch Geſchenke, zumal durch Kleider, die ihnen die Menſchen verehren, weggeſcheucht werden und nicht wieder kommen. Es iſt hierüber Jakob Grimms deutſche Mythologie (S. 453) nachzuſehen, wo als Grund dieſes Charakterzuges angegeben wird, es mögen die Geiſter fürchten, durch Annahme der Kleider das zwiſchen ihnen und den Menſchen beſtehende Verhältniß plötzlich abzubrechen. Am nämlichen Orte findet ſich eine Sage aus dem preußiſchen Samlande und eine andere von dem Seewenweiher bei Rippoldsau im Schwarzwalde, welche beide denſelben Zug wiederbringen. Eine ähnliche erzählt Rank aus dem Böhmerwalde (S. 282) und drei andere dieſer Art laſſen ſich in Vorarlberg und Tyrol vernehmen (drei Sommer in Tyrol S. 82 und 318).

Einige andere bedeutſamere Sagen über die Gegend von Reichenhall hat Friedrich Panzer in ſeinem „Beitrag zur deutſchen Mythologie“ (München, Chriſtian Kaiſer, 1848) mitgetheilt. Auf dem Karlſtein ſeyen vor undenklichen Zeiten drei Frauen geweſen, welche man von großen Ereigniſſen entweder ſingen oder jammern gehört. Auf der Weidwieſe hätten ſie geholfen den Flachs aus-

ziehen. Von dem Karlſtein bis zu dem Thurme von Amering ſey eine lederne Brücke über das Thal geſpannt geweſen. — Im Staufenberg bei Reichenhall iſt eine Felſenhöhle, welche man das Frauenloch heißt. Darin wohnten in früheſten Zeiten drei wilde Frauen. Wenn dieſe ihre Wäſche aufhängten, ſo bedeutete es ſchönes Wetter. Eine der wilden Frauen war halb ſchwarz halb weiß, die andern beiden waren weiß. Vor der Höhle ſaß ein ſchwarzer Hund mit glühenden Augen. In derſelben iſt ein großer Schatz verborgen. Auch wurde früher das Krähen des Hahns aus dem Frauenloch gehört. Wenn in den nächſtgelegenen Dörfern ein Kind geboren ward, ſo kamen die wilden Frauen in das Haus und ſangen; ſolchen Kindern weiſſagte man Glück. Als vor Zeiten der Bäcker von Hausmaning ein Mädchen von großer Schönheit heirathete, kamen die weißen Frauen zur Hochzeit.

F. Panzers Beitrag zur deutſchen Mythologie enthält eine Reihe bayeriſcher Sagen, die von jenen drei Frauen oder Fräulein handeln. Im Anhange zu dieſem Buche hat der Verfaſſer mit großem Scharfſinn die Erklärung dieſer Mythen unter-

nommen und dargethan, daß ſie auf den uralten, heidniſchen Cultus der drei Schickſalsgöttinnen, der Nornen, zurückzuführen ſeyen. Vielleicht iſt auch das Weidwieſenweiblein nur das letzte, übergebliebene der drei Fräulein.

Die Sage von dem Kaiſer in Untersberg hat auch erſt durch Jakob Grimm ihre wahre Deutung erhalten. Bekanntlich ſitzt Karl der Große in dieſem Berge an einem ſteinernen Tiſche und ſein weißer Bart iſt ſchon zweimal um den Tiſch gewachſen. Wenn dieß zum drittenmale geſchehen, ſo tritt der Kaiſer heraus mit ſeinen Helden und es bricht eine neue und herrliche Zeit an. Der dürre Birnbaum auf der Walſerheide und das, was dann an demſelben geſchehen ſolle, iſt beides ſchon oben beſprochen worden.

Dieſe Sage kommt an verſchiedenen Orten wieder vor, nur ſind die im Berge ſchlafenden Helden nicht immer dieſelben. Im Odenberg in Niederheſſen iſt es abermals Kaiſer Karl. Er ſchlug da einſt eine große Schlacht und erfocht den Sieg; Abends aber that ſich der Fels auf, ihn mit dem ermatteten Kriegsvolk einzunehmen und ſchloß dann ſeine Wände. Im Kyffhäuſer ſchläft, wie wir

Alle wiſſen, Kaiſer Friedrich der Rothbart, und auch an dieſem Berge iſt ein dürrer Baum, an dem der Kaiſer einſt ſeinen Schild aufhängen wird. In Weſtphalen zeigt man einen Berg, in welchem der alte Sachſenherzog Wittekind ſitzt; im alten Bergſchloß Geroldseck in Schwaben ſollen Siegfried und ſeine Helden wohnen, um einſt dem deutſchen Volke, wenn es in höchſter Noth ſeyn wird, wieder zu erſcheinen. Auch in der Schweiz erzählt man ſich, daß die drei Stifter des Bundes in einer Felſenkluft des Vierwaldſtätterſees ſchlafen, aber einſt wieder erwachen werden, wenn ihrer das Vaterland bedarf.

„Wie Vergangenheit und Zukunft, das verlorne Paradies und das erwartete, in der Vorſtellung des Volkes ineinander fließen, ſo glaubt es an ein Erwachen ſeiner geliebten Könige und Helden aus dem Bergſchlafe.“ Karl der Große und Friederich von Hohenſtaufen, Siegfried von Nibelungen und vielleicht auch Dietrich von Bern, ſie werden alle wiederkommen. „Das iſt des Epos rechtes Zeichen, daß es ſeinen Geſtalten ewige, unvergängliche Dauer ſichert.“

An manchen Orten tritt nun aber der ver-

ſunkene Held in eine bedeutſame Verbindung mit dem wüthenden Heere. Zumal an dem niederheſſiſchen Odenberg iſt dieß der Fall. Der eingeſchloſſene Kaiſer hat nämlich verheißen, alle hundert Jahre hervorzukommen. Iſt die Zeit wieder abgelaufen, ſo vernimmt man unverſtändliche menſchliche Stimmen, lautes Hallohrufen, Trommelſchlag, Hifthörner, Hundegebelle, Pferdegewieher und das Raſſeln ſchwerer Rüſtwagen. Einmal gingen Leute am Odenberg und hörten Trommelſchlag, ohne etwas zu ſehen. Da hieß ſie ein weiſer Mann durch den Ring ſchauen, den er mit ſeinem in die Seite gebogenen Arme bildete. Alsbald erblickten ſie eine Menge Kriegsvolk in Waffenübungen begriffen, den Odenberg aus- und eingehen. Dieß iſt ein uralter Zug; auch der nordiſche Odin wird den Menſchen ſichtbar, wenn ſie durch den eingeſtemmten Arm eines andern ſehen.

Bekannt iſt auch der Auszug des geſpenſtiſchen Ritters im Odenwalde, der gewöhnlich beim Herannahen eines Krieges vom Rodenſtein mit ungeheurem Getöſe nach dem verfallenen Schloſſe Schnellert jagt. Ueberhaupt kömmt dieſes „wilde Gejaid“ in verſchiedenen Spielarten durch ganz Deutſchland vor.

In Niederſachſen und Weſtphalen wird der geiſterhafte Waidmann, der auf weißem Roſſe um Mitternacht durch die Wälder braust, Hackelberend genannt. Er ſoll ein Oberſtjägermeiſter des Herzogs von Braunſchweig geweſen und vor dreihundert Jahren geſtorben ſeyn. Man zeigt noch ſeinen Grabſtein in einem Wirthsgarten, drei Stunden von Goslar. — Die Dänen laſſen ihren König Waldemar das nächtliche Waidwerk führen, die Britten den König Artus.

Obgleich nun mit dem Kaiſer Karl im Untersberge ein ſolches wüthendes Heer nicht verbunden wird, ſo erſtreckt ſich doch auch auf ihn die anderswoher geholte Deutung. Das wüthende Heer hängt nämlich mit dem alten Heidengotte Wodan zuſammen und hieß ſogar in ältern Zeiten Wuctungsheer. Der alte menſchenfreundliche Gott hatte nach der Bekehrung der Heiden für dieſe ſeine zutrauliche Natur verloren und konnte nach Umſtänden ſelbſt in ein finſteres, ſchreckhaftes Weſen ausarten. Sämmtliche wilde Jäger in Deutſchland ſind nur mythiſche Perſonen, Erſatzmänner für den alten Wodan. Da nun aber Kaiſer Karl, wenn er aus dem niederheſſiſchen Odenberg mit dem wü-

thenden Heere auszieht, nichts anderes ist, als Wodan, so wird wohl derselbe Kaiser, wenn er in dem genannten Berge schläft, auch nichts anderes bedeuten. Es ist ein von der frühesten Sage zurückgestellter Gott, den sie aufbewahren wollte, für den Fall, daß einmal das Heidenthum wiederkäme. Unsere Urväter meinten nämlich, die Götter, welche an dem neuen Lauf der Dinge kein Gefallen mehr haben könnten, hätten sich selbst verwünscht oder verwunschen; sie hätten sich in die Berge entrückt, um dort zu harren auf einen günstigen Umschwung der Zeiten.

Uebrigens deutet selbst der weiße Bart des Kaisers im Untersberg auf den alten Wodan. Wie nun aber die Sage gerne statt des Verwelkten und unverständlich Gewordenen das Frische und das Verständliche setzt, so trat an Wodans Stelle schon in frühen Zeiten Kaiser Karl und wie seine Geburt und seine Mutter, die schöne Bertha auf der Reismühle mythisch waren, so fiel er auch nach seinem Tode wieder der Sage anheim. Später schien ihn Friedrich der Rothbart ablösen zu wollen, zu seiner Zeit nach Aventins Worten der theuerste und streitbarste Fürst in der

ganzen Welt. Bekanntlich hat der greiſe Held in Kleinaſien fern von der Heimath einen ſeltſamen Tod genommen.

Er ertrank in einem unberühmten Flüßchen des Morgenlandes oder, wie einige glaubten, er ſtarb urplötzlich zu Seleucia, in der Stadt, während der Vesper, betend. Das Volk glaubte, er ſey gar nicht geſtorben und werde wiederkommen.

Der dürre Baum auf der Walſerheide kommt überall wieder mit vor; aber Sibylle Weiſſagung, die nach der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts gedichtet iſt, läßt ihn wunderlicher Weiſe im Orient ſtehen, beim heiligen Grabe. So groß war übrigens das Vertrauen auf des Barbaroſſa Wiederkehr, daß noch hundert Jahre nach ſeinem Tode ein Betrüger, der ſich zu Lübeck für ihn ausgab, die ganze Stadt bethören konnte. Dieſer Volksglaube machte den Kaiſer allein ſchon fähig, als entrückter Held im Berge fortzuleben. So hat er nun im Kyffhäuſer den ältern Karl erſetzt, der ſeinerſeits wieder den ältern Wodan verdrängt hatte. Im Untersberg hat ſich Karl der Große vielleicht nur deßwegen bis jetzt erhalten, weil ihm ſpäter Karl V. zu Hülfe kam; denn auch dieſen

verſtehen einige unter dem verwunſchenen Kaiſer und auch er hat eine ſolche Annahme etwas begünſtigt durch ſeine denkwürdige Abdankung, durch ſeinen Verzicht auf die Krone, in deren Reichen die Sonne nie unterging und ſeinen Tod in einem ſtillen ſpaniſchen Kloſter.

Was nun aber den Birnbaum auf dem Walſerfeld betrifft, und die große Schlacht, ſo war die älteſte Sage viel ſchwermüthiger, als die jetzige. Sie läßt nämlich, wenn der Kaiſer wieder kommt, das Weltende nahe ſeyn und den jüngſten Tag anbrechen. Es erſcheint dann der Antichriſt und die böſen Menſchen werden von den guten erſchlagen werden. Wahrſcheinlich lag die ältere Idee zu Grunde, daß bei Wodans Wiedererſcheinen ſtatt der alten untergehenden Erde eine neue, ſeligere entſtehen, und ſich die Götter und das Menſchengeſchlecht verjüngen würden. Wenn der Kaiſer ſeinen Schild an den Baum aufhängt, ſo bedeutet dieß, daß der Weltenrichter zu Gericht ſitzen wolle, denn der Schild an einem Speere aufgehängt, iſt das alte deutſche Zeichen des eröffneten Gerichts. In der ſpätern gedruckten Sage heißt es: bei Anfang der Weltſchlacht werde der Kurfürſt von

Bayern ſeinen Schild an den Baum hängen und Niemand würde verſtehen können, was das bedeuten ſoll. Dieß iſt ein ſehr naives Geſtändniß der Sage, daß ſie ſich ſelbſt nicht mehr verſteht; und den Schild kann kein Anderer aufhängen, als der Kaiſer, der ja den alten Wodan vorſtellt.

Im dreizehnten, vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert verband übrigens das Volk mit des alten Kaiſers Wiederkehr die Hoffnung auf den Wiedererwerb des gelobten Landes, wie noch alte Lieder darthun. In neueſter Zeit legt man der Schlacht nur die allgemeine Wirkung bei, daß ſie Deutſchland aus dereinſtiger großer Trübſal erretten und ſchöne Zeiten herbeiführen werde; freilich erſt nach einem großen Blutbade, was insbeſondere durch eine Begebenheit beſtätigt wird, die ſich im Herbſte des Jahres 1847 zutrug. Um dieſe Zeit, in welcher auch der dürre Birnbaum auf dem Walſerfelde wieder zu grünen begann, kam nämlich zu einem Bauernknechte am Untersberg ein Bergmännlein und winkte ihm zu folgen. Der Knecht willfahrte und ſo führte ihn das Männlein auf einen Felſen, von wo er abwärtsſchauend das Thal voll Soldaten ſah. Sofort

ſtiegen ſie auf eine andere höhere Stelle und von dort aus ſah der Knecht das Thal voll Blut. Und endlich ſtiegen ſie an einen dritten, noch höhern Ort; was er aber dort geſehen, das will der Knecht keinem Menſchen anvertrauen. Immerhin ſpukt noch die alte Anſicht herein und die wechſelnde Sage behauptet auch, Kaiſer Karl der Große werde, wenn er einmal wieder erſchienen, der letzte chriſtliche Kaiſer vor dem jüngſten Tage ſeyn. Wer da Recht hat, das wird erſt die Zukunft zeigen — wir aber wollen das Beſte hoffen!

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Druckfehler.

S. 102. Z. 5 ist am Schlusse des Satzes beizufügen: um sie der Wirthin umzuhängen, welche er liebte.
„ 114. „ 11 statt: aber — lies: Alles.
„ 124. „ 6 „ weitläufig — lies: weltläufig.
„ 149. „ 9 „ abschließender — lies: abschießender.
„ 189. „ unten „ Priester — lies: Priesterinnen sich.
„ 192. „ 4 v. u. „ Nun — lies: Nur.
„ 193. „ 3 „ „ „ von — lies: vor.